DAN SHOCKER's

Macabros





Nr. 71

DM 1.50

Oesterr. S 12; Schweiz Fr. 1.50
Schwed. Kr. 3.75
Italien L 600; Spanien Pts 60
Printed in Germany

SPINNENRITTER GREIFEN AN



Nr. 71

Spinnenreiter greifen an

Mehrere Menschen standen vor dem Plakat, das an die alte Mauer geklebt war.

»Er ist ein Hexer«, sagte einer der Passanten. Es war ein älterer Mann mit schütterem Haar und dunklen, listig funkelnden Augen. »Ich sag' dir, Chantal – der Bursche steht mit finsteren Mächten im Bund.« Hinter dem Alten, der seine Frau angesprochen hatte, ertönte ein leises Lachen. »Es gibt keine finsteren Mächte und keine Hexen, Alter«, erklärte die Stimme eines kräftigen jungen Mannes. »Dahinter steckt ein Trick. Mehr nicht…« Die Menschen, die in dem südfranzösischen Dorf in der Provence auf das farbige, eindrucksstarke Plakat aufmerksam geworden waren, unterhielten sich über die Szene, die dort abgebildet und mit Worten unterstrichen war.

Von aufquellenden Rauchwolken und lodernden Flammenzungen umgeben stand in der Mitte des Plakates ein Mann, der sich in diesem Feuer zu baden schien. Er stand da mit lächelnder Miene und hochaufgereckten Armen, als wolle er sich wie ein Superman vom Boden erheben und den Flammen auf diese Weise entfliehen.

Doch daran hatte er überhaupt kein Interesse.

Der Kommentar auf dem Plakat besagte, daß Pawel Lanzinski, ein Mann polnischer Herkunft, der einzige Mensch sei, dem Feuer nichts anhaben könne, der mitten im Feuer stehe, ohne daß es ihn verzehre.

Mit riesigen, schwarzen Buchstaben war sein Künstlername »Der Unbezwingbare« über das Plakat gepinselt.

Seit Wochen zog Lanzinski mit einem kleinen Zirkus durch Südost- und Südeuropa, und die Zeitungen waren voll von seinen außergewöhnlichen Fähigkeiten.

Man bezeichnete ihn als Hexer, Zauberer, andere gingen so weit zu behaupten, daß er überhaupt kein Mensch sei und sich nur menschliche Gestalt gegeben hätte, dritte wiederum lachten darüber und meinten, daß Lanzinski es verstehe, sein Publikum gehörig an der Nase herumzuführen.

»Das Ganze ist ein simpler Trick, ja«, fuhr der junge Mann fort, während der ältere mit dem schütteren Haar und dessen Frau ihn kritisch musterten. »Er besitzt irgendeine Substanz, die er sich auf den Körper streicht, die unsichtbar ist und hinter der er geschützt ist wie unter eine Kuppel. Das ist alles.«

»Daß ich nicht lache!« reagierte der mit dem schütteren Haar sofort. »Ich möchte bloß wissen, wie er das anstellt. Vielleicht hat er auch seine Haare eingeschmiert, denn die müßten ja sonst verbrennen… Was Sie da sagen, klingt sehr unwahrscheinlich, junger Mann…«

Die Zeugen der seltsamen Auseinandersetzung über eine Person, die sie eigentlich gar nichts anging, standen im Halbkreis herum und amüsierten sich köstlich.

Unter denen, die hinzukamen, befand sich eine junge und gutaussehende, schlanke Engländerin mit ernstem, ovalem Gesicht und dunklen Augen. In ihrer Begleitung befand sich ein junger Mann, der höchstens zwei, drei Jahre älter war als sie und sie um Haupteslänge überragte.

Das waren Camilla Davies, ein Medium aus London, und Alan Kennan – beides Bewohner der unsichtbaren Insel Marlos, die zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln lag und von deren Existenz nur Eingeweihte wußten.

Camilla und Alan befanden sich seit Wochen unterwegs, um Menschen ausfindig zu machen, die durch ihr Leben oder besondere Fähigkeiten in irgendeiner Art und Weise aufgefallen waren.

Björn Hellmark alias Macabros, der Mann, der seinen Körper verdoppeln und damit an zwei Orten gleichzeitig sein konnte, wußte, daß es überall in der Welt Menschen gab, in denen ebenfalls das Blut der alten Rasse floß. Diese Menschen gingen auf Ahnen zurück, die von Atlantis oder Xantilon kamen, als die großen Katastrophen vor Jahrtausenden ihrem Höhepunkt entgegenstrebten.

Hellmark kam es darauf an, Unterdrückte, in Not Geratene und Suchende unter seine Fittiche zu nehmen, mit ihnen Kontakt aufzunehmen, sie wissen zu lassen, daß sie sich bestimmter Tätigkeiten und Fähigkeiten nicht zu schämen und sich nicht vor anderen zu verstecken brauchten.

Viele merkten, daß sie anders waren, daß sie Einflüsse und Stimmungen registrierten, mit denen sie oft selbst nicht zurechtkamen, und sie wußten oft nicht, womit sie es in Verbindung bringen sollten.

Daß viele wegen ihrer besonderen Fähigkeiten darüber hinaus aufs äußerste bedroht waren, ahnten die meisten selbst nicht.

Unsichtbare Mächte, Geister und Dämonen, Menschen, die sich dem Bösen verschrieben hatten, waren offene oder verborgene Feinde, die jene auszumerzen gedachten, die imstande waren, irgendwelche Ereignisse vorauszusagen oder zu erkennen und dadurch ein Warnsignal an andere weiterzugeben.

Molochos und seine Schergen strebten danach, die Welt im Handstreich zu erobern, alle Menschen zu unterwerfen und eine Herrschaft des Grauens zu errichten.

Die Uneinigkeit der Völker untereinander in allen Bereichen des Lebens unterstützte dieses Vorhaben nur zu gut.

So versuchten Björn Hellmark und seine Freunde über die Grenzen der Staaten hinweg Kontakte und Freundschaften zu schließen, die alle miteinander verbanden, die guten Willens waren.

Camilla sah Alan an.

»Meinst du wirklich«, flüsterte sie ihm zu, »daß es mehr ist als ein Trick?«

Alan Kennan nickte. »Ich habe so ein komisches Gefühl«, entgegnete er leise.

Das befreundete Paar stand am äußersten Rand des Halbkreises um das Plakat.

Camilla und Alan hielten sich erst seit dem frühen Mittag in dem Provence-Städtchen auf, das unweit der spanischen Grenze lag.

Verfügte der polnische Artist wirklich über magische Fähigkeiten oder bediente er sich hervorragender Tricks, die noch kein Mensch außer ihm nachzumachen in der Lage war?

»Spätestens heute abend werden wir mehr wissen«, sagte Alan Kennan leise. »Die Vorstellung beginnt um acht. Wir werden uns den ›Unbezwingbaren‹ aus der Nähe ansehen. Es sollte uns eigentlich gelingen festzustellen, ob er sich wirklich im Feuer aufhält oder ob er sich irgendwelcher Spiegeltricks bedient. Lassen wir uns überraschen… Was für ein Gefühl hast du, Camilla?«

Sie antwortete nicht gleich. Dann sagte sie bedrückt: »Kein gutes, Alan! Ich spüre zum ersten Mal seit langer Zeit eine Gefahr, die ich nicht näher beschreiben kann. Wir sollten auf der Hut sein…«

*

Das Wetter war scheußlich.

Es war kühl und regnerisch, und die Besitzer des kleinen Zirkus' – eine große Zigeunerfamilie – fürchteten, daß die Abendvorstellung – im wahrsten Sinn des Wortes – wohl ins Wasser fiel.

Alle Lichter waren eingeschaltet, an der Kasse saß eine dicke, schwarzhaarige Frau in farbenfroher Tracht und wartete auf die ersten Besucher.

Der Zirkus bestand aus insgesamt sieben Wagen.

An Tieren führte er drei Shetland-Ponys, zwei Esel und als exotische Glanzleistung ein Kamel mit.

Das Unternehmen war ein richtiger kleiner Familienbetrieb, und die Mitglieder arbeiteten nicht nur hinter den Kulissen, sondern auch als Artisten oder Clowns davor.

Der Zirkus hatte keinen Namen – er hieß nur »Zirkus«. Dieses eine Wort stand auf den Wohnwagen und im Halbkreis in verschnörkelten Buchstaben über dem Zelteingang.

Nach und nach trafen die ersten Besucher ein.

Meistens handelte es sich um Ehepaare, die mit ihren Kindern kamen, oder um Großeltern, die von ihren Enkeln gelöchert wurden, bis sie zu einem Besuch ja sagten.

Schließlich kam es nicht jeden Tag vor, daß in einem so kleinen Ort eine solche Attraktion geboten wurde.

Der Direktor des kleinen Betriebes - Josef Koczan – angeblich in

Budapest geboren – war schließlich recht zufrieden.

Er strahlte über sein breites, braunes Gesicht mit den dicken, raupenähnlichen Augenbrauen, als er einen Blick durch ein Loch im Vorhang auf die Zuschauertribünen warf.

»Wenn's so weitergeht, haben wir ganz guten Besuch«, sagte er mit seiner dunklen, markigen Stimme. »Das haben wir den Kindern im Ort zu verdanken. Der Zirkus ist da! Die Leute wollen etwas sehen für ihr Geld. Leute – macht mir keine Schande! Gerade die Clowns müssen heute abend ihr Bestes geben. Je mehr gelacht wird, desto bessere Reklame ist das für uns…«

Doch der Zirkus hatte noch mehr Attraktionen als nur Clowns.

Da waren Esmeralda, jene dicke Frau an der Kasse, von der behauptet wurde, sie könne die Gedanken der Menschen lesen und jede Aufgabe schneller lösen, als man sie ihr stellte.

Da war vor allem auch Sphinx, eine rätselhafte Schöne aus dem Land der Pharaonen, die jede Frage, die man ihr stellte, beantwortete. Es gab nichts, was sie nicht wußte.

Außer einigen Zauberkunststücken und Jongleurnummern wurden die üblichen Darbietungen am Trapez vorgeführt und zum Schluß, als Höhepunkt, war der Auftritt des »Unbezwingbaren« angekündigt.

Pawel Lanzinski, wie er mit bürgerlichem Namen hieß, war zweifelsohne die Sensation der Vorstellung.

Der Zirkus selbst gastierte nur einen Tag im Ort. Danach reiste das fahrende Volk wieder weiter…

Das Ziel des Direktors war ein kleiner Ort hinter der Grenze, etwa acht Kilometer von Perpignan entfernt.

Der neue Standplatz, so hatte er erkundet, lag nahe am Meer.

Das Programm begann zehn Minuten später als vorgesehen.

Josef Koczan wußte aus Erfahrung, daß die Leute nie pünktlich waren und es während der Vorstellung immer wieder Störungen gab.

Die kleine Kapelle – sechs Mann stark – begann zu spielen.

Flotte Zirkusmusik hallte durch das kleine Zelt und tönte über den dunklen, verregneten Platz, wo riesige Pfützen standen und der Schlamm rund um den Eingang einen Spaziergang nicht mehr möglich machte.

Koczans Familie und die Mitarbeiter schafften Bohlen herbei, um die Zugangswege von den Wohnwagen zum Hintereingang des Zirkuszeltes benutzbar zu machen.

Die meisten Mitarbeiter suchten dann schon das Zelt auf. Sie waren im Hintergrund damit beschäftigt, daß alles wie am Schnürchen lief, während aus der Manege das Lachen der Menschen und das Beifallklatschen drang.

Außerhalb des Zeltes lag der verschlammte Zirkusplatz wie leergefegt.

Die Fenster in den Wohnwagen waren dunkel.

Bis auf eines. Das war der Wagen, in dem der Pole Lanzinski lebte.

Und dieses Fenster wurde beobachtet…

Ein Schatten löste sich aus einem den Wagen, und eine Gestalt lief geduckt über den schlammigen Platz, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß Schuhe und Hosenbeine naß und schmutzig wurden.

Es hatte zum Glück aufgehört zu regnen, doch die Kleidung des Mannes war vollkommen durchnäßt, und die Haare klebten wirr auf seinem Schädel.

Der Fremde, der auf Lanzinskis Wagen zulief, trug einen dunklen Rollkragenpullover und hob sich in der Finsternis kaum von der Umgebung ab.

Noch fünf Schritte bis zum Wohnwagen! Der Mann verringerte plötzlich sein Tempo und lief die letzten Meter auf Zehenspitzen.

Der Fremde, den niemand bisher bemerkt hatte, hielt den Atem an und preßte sich mit dem Rücken an die grün gestrichene Holzwand des Wagens.

Links und rechts neben dem schwach beleuchteten Fenster herrschte tiefer Schatten.

In Lanzinskis Wohnwagen war es still.

Der Anschleicher beugte sich zur Seite und spähte vorsichtig durch das in Augenhöhe befindliche Fenster.

Die Scheibe war leicht beschlagen, doch er konnte einiges von der Einrichtung erkennen.

Gleich unter dem Fenster befand sich eine rubinrote, antike Couch, dazu zwei kleine Sessel, die sie halb links und halb rechts flankierten.

Davor stand ein Tisch, auf dem mehrere Zeitschriften und Zeitungen lagen. Bei einem Teil von ihnen waren die Seiten herausgerissen oder Artikel ausgeschnitten, die säuberlich auf einen der Sessel gelegt worden waren.

An der Wand hing ein Regal, das prall mit Büchern, Fotoalben und Aktenheftern gefüllt war.

Neben dem Regal begann ein schmaler Tisch, über dem ein Spiegel die ganze Wand einnahm.

Auf dem schmalen Tisch standen mehrere Schminkutensilien und einige gerahmte Fotos, die Pawel Lanzinski, eine blonde junge Frau und andere Personen zeigten, die im Leben des Mannes offensichtlich eine nicht geringe Rolle spielten.

Der fremde Beobachter preßte sein heißes Gesicht dichter an die Glasscheibe, um einen besseren Blick zu haben.

Von der Seite im Innern des Wagens fiel ein Schatten quer über den Tisch vor den Spiegel.

Pawel Lanzinski tauchte auf.

Es war ein wahrer Hüne von Gestalt, groß und breitschultrig, mit

einem borstenförmigen Haarschnitt und einem quadratischen Athletenschädel.

Der »Unbezwingbare«, wie er sich selbst gern nannte, war in einen Bademantel gehüllt, der das Muster eines Tigerfells hatte.

Wahrscheinlich war es sogar ein echtes. Bei diesem außergewöhnlichen Menschen mußte man auch gewisse Extravaganzen in Kauf nehmen.

Der Zirkusartist setzte sich auf einen einfachen Stuhl vor dem Spiegel, betrachtete sich intensiv, schnitt Grimassen und warf dann einen Blick auf seine Armbanduhr.

Offensichtlich war noch Zeit bis zu seinem Auftritt, Lanzinski war ebenso offensichtlich nervös.

Der Mann draußen vor dem Wohnwagen in Kälte und Feuchtigkeit zog fröstelnd die Schultern hoch, sein Gesicht wirkte grau und verfroren.

Lanzinski rutschte mit seinem Stuhl zurück und zog dann die Schublade vom Tisch auf.

Darin lag, eingeschlagen in dunkelgrünen Samt, ein Bild, das er herausnahm.

Der Lauscher vor dem Fenster mußte sich anstrengen, um mit Erfolg zu beobachten. Es handelte sich um eine etwa DIN A 5 große Fotografie, die Lanzinski mit beiden Fingern vor sein Gesicht hielt, als wolle er sie gegen das Licht halten, um sie besser zu erkennen.

Er hielt sie hoch wie der Priester die Hostie und blickte sie mit beinahe verklärtem Gesichtsausdruck an.

Der heimliche Beobachter hielt unwillkürlich den Atem an.

Sein Herzschlag stockte, als er etwas auf dem Bild zu sehen glaubte, was eigentlich nicht sein konnte.

Das Bild – bewegte sich!

*

Unwillkürlich kniff der Mann die Augen zusammen, um schärfer sehen zu können.

Da griff eine Hand zu.

Für den Lauscher ging alles so schnell, daß er nicht mal mehr dazu kam, eine Abwehrbewegung zu machen.

Hart wurde er herumgerissen. Im nächsten Moment legte sich eine breite, nach Schweiß und Rauch riechende Hand auf seinen Mund und seine Nase und verhinderte, daß er schrie.

Nur die Augen in dem erbleichenden Gesicht schienen noch zu leben.

»Lauscher mögen wir nicht«, sagte der Unbekannte, der sich des fremden und so merkwürdig verhaltenden Besuchers auf dem Platz

angenommen hatte.

Der durchnäßte Franzose mit dem schwarzen Rollkragenpullover starrte sein Gegenüber an wie einen Geist.

Gegen diesen Mann hatte er keine Chance. Der war mindestens ebenso groß wie Pawel Lanzinski, wenn nicht noch einen Kopf größer. Er war breit wie ein Kleiderschrank, hatte einen Stiernacken, und seine schräg stehenden Augen und der gelbliche Teint verrieten sofort den Asiaten.

Der Mann zog den Franzosen einfach herum, hob ihn wie einen kleinen Jungen und trug ihn ohne besondere Anstrengung um den Wohnwagen herum und die schmale Stiege hoch zur Tür, hinter der der »Unbezwingbare« sich aufhielt.

Der Asiate – ein Koloß, mindestens zweieinhalb Zentner schwer – hatte seinen Arm um die Brust des schmächtigen Franzosen gelegt. Er preßte ihn an sich und hielt gleichzeitig mit der großen, breitflächigen Hand ihm immer noch Mund und Nase zu, so daß Gerard Mallet das Gefühl hatte, bald zu ersticken, wenn sein Gegner ihn nicht losließ.

Der stieß ihn in den warmen Wohnwagen.

Der Druck auf seiner Brust wich, und Mallet hustete, ehe er überhaupt etwas sagen konnte.

»Was soll das?« krächzte er, rasch einen Blick hinter sich werfend, wo der Koloß die Tür ins Schloß zog und sich dann vor dem Eingang postierte, so daß Mallet nicht damit rechnen konnte, hier noch mal gegen den Willen des anderen freizukommen.

In der Mitte des Wagens saß Lanzinski und legte langsam das Bild, das er so intensiv betrachtete und zum Mund geführt hatte, um es zu küssen, wie ein Zentnergewicht auf die Tischplatte zurück.

»Was soll das? Wer ist das, Tschakko?« klang es hart und unpersönlich aus dem Mund des Polen.

»Ich habe ihn erwischt, als er draußen vor dem Fenster deines Wagens stand, Herr«, antwortete der Asiate, der von Lanzinski mit Tschakko angesprochen worden war.

»Ah – Sie haben mich also belauscht?« wandte der Pole sich direkt an den Franzosen.

Der Überraschte atmete flach und abgehackt. Er zuckte die Achseln. »Der Eindruck täuscht«, stieß er hervor. Seine Stimme klang schwach. Die Atemnot machte sich noch immer bemerkbar. »Ich kam zufällig vorbei…«

Pawel Lanzinski lachte lauthals. »Hast du das gehört, Tschakko? Ein einsamer Spaziergänger, dem es Freude macht, auf einem Schlammacker spazieren zu gehen. Merkwürdige Leute gibt's hier in Südfrankreich! Eine schlechtere Ausrede ist Ihnen nicht eingefallen? Wer sind Sie?«

»Gerard Mallet. Ich bin Reporter für das ›Magazin Noir‹. Ich wollte

Sie… interviewen.«

»Und dazu stellen Sie sich ans Fenster?«

»Ich bin gerade angekommen, sagte ich doch, da warf ich einen Blick durch’s Fenster, um mich erst zu vergewissern, ob Sie auch – da sind…«

»Er lügt, Herr! Er stand schon einige Minuten da. Ich habe ihn aus der Ferne beobachtet.« Tschakko schaltete sich wieder in das Gespräch ein.

»Sie wollten mich also beobachten«, zog Lanzinski sofort seine Schlüsse. »Und was haben Sie beobachtet?«

Er faßte sein Gegenüber genau ins Auge.

Mallet beging einen Fehler. Es war nur ein flüchtiger Blick, nur ein leichtes > Schielen nach dem Bild auf dem Schminktisch, das so unerwartet sein Interesse und seine Aufmerksamkeit geweckt hatte. Lanzinski entging dieser flüchtige Reaktion nicht.

Er lächelte gefällig. »Das Bild… Sie haben also das Bild gesehen…«, sagte er leise, und seine Stimme klang plötzlich erschreckend gefährlich.

»Ja! Aber nicht genau… Das war gerade in dem Moment, als ich ankam.« Mallet blieb bei seiner Lüge, weil er spürte, daß er etwas falsch gemacht hatte.

Lanzinski rückte in dem engen Wohnwagen den Stuhl zur Seite, um mehr Platz zu schaffen. Er selbst mußte sich bücken – und nicht anders erging es Tschakko, um mit dem Kopf nicht an die niedrige Decke zu stoßen.

In Mallets Hirn kreisten Fragen. Eine der bedeutsamen war, so fand er, daß der Asiate den »Unbezwingbaren« mit »Herr« anredete. Zwischen den beiden gab es also ein Abhängigkeitsverhältnis.

Lanzinski griff nach dem Bild. »Wenn Sie schon so starkes Interesse zeigen, warum soll ich Ihnen dann verwehren, es genau zu betrachten? Als Reporter haben Sie das Recht, sich für Dinge zu interessieren, die nicht jeden etwas angehen und doch viele interessieren. Das ›Magazin Noir‹ ist mir ein Begriff. Während der Reise durch Frankreich hatte ich Gelegenheit, hin und wieder einen Blick in die Broschüre zu werfen. Interessante Beiträge! Und Sie glauben, daß das, was Sie mich gefragt hätten, dem Chef-Redakteur aktuell und informativ genug gewesen wäre, um es ebenfalls in dem Magazin zu veröffentlichen?« Gerard Mallet nickte. »Ganz sicher, Monsieur! Niemand weiß über Sie etwas Genaues. Sie reisen mit einem Zirkus dritter Qualität durch die Lande und könnten doch die Weltsensation sein. Ein Mann, der sich mit bloßem Körper den Flammen aussetzt und nicht verbrennt, ist ein Wunder. Oder – ein Magier…«

»Daß es ein drittrangiger Zirkus ist, hat seine Bedeutung. Hier bin

ich mit den Menschen zusammen, die mir das bieten, was ich brauche«, antwortete Pawel Lanzinski hart. »Und bevor Sie etwas über mich schreiben, hätten Sie mich fragen sollen. Es war nicht klug von Ihnen, mich zu belauschen. Das können Sie nicht mehr gutmachen…«

»Was soll das heißen?« stieß Mallet hervor. Er blickte abwechselnd von einem zum andern, und ein ungutes Gefühl beschlich ihn.

»Bevor wir zum Wesentlichen kommen, werfen Sie ruhig einen Blick auf das Bild. Es hat Sie doch so interessiert, nicht wahr?« Mit diesen Worten hielt Pawel Lanzinski ihm die DIN A 5 große Fotografie vor die Nase.

In dem schummrigen Licht des Wohnwagens sah der Franzose das Motiv. Es war eine Schwarz-Weiß-Aufnahme, die Pawel Lanzinskis Konterfei groß und detailliert zeigte. Da merkte der Betrachter, daß mit der schimmernden Oberfläche des Fotos etwas nicht zu stimmen schien.

Es changierte – bewegte sich also, als ob lautlos Schatten darüber hinweghuschten.

Und genauso war es!

Bei näherem Hinsehen wurde ihm bewußt, daß das Gesicht wie ein Puzzle von zungen-, blatt- und flügelförmigen Teilen zusammengesetzt war.

Diese Teile – bewegten sich wie lodernde Flammen, wie schlagende Flügel…

Gerard Mallet schluckte. Er fühlte plötzlich einen Schmerz in sich und hörte ein Warnsignal, das ihm bedeutete, daß er sich in größter Gefahr befand.

Er war – fast gegen seinen Willen – in etwas geraten, was er lieber nicht gesehen oder gehört hätte.

Es gab ein Geheimnis um Pawel Lanzinski. Er hatte es geahnt, als er zum ersten Mal über den seltsamen Fremden, der mit Zigeunern herumzog, las.

Mallet wollte den Blick abwenden, doch er brachte es nicht fertig. Wie gebannt starrte er weiter auf das Bild und sah, wie das Gesicht vor seinen Augen sich auflöste. Dahinter erschien ein neues wie eine Spukerscheinung, die von einer ersten Schicht befreit wurde.

Die schwarzen, lautlos emporzuckenden Flammen enthüllten ein teuflisches Antlitz, das aus schwarzen Vogelschwingen zusammengesetzt war, sich ebenfalls auflöste und ein weiteres, dahinter befindliches Bild freigab.

»Molochos und Rha-Ta-N'my«, hörte er wie aus weiter Ferne Pawel Lanzinskis dumpfe Stimme, »sind die Garanten meines Lebens, meines Erfolges. Nichts wird mich von ihnen trennen, Monsieur Mallet. Und deshalb müssen wir es tun…«

Da riß der junge Franzose den Kopf hoch und löste sich vom

Anblick des Bildes, das abermals changierte, als besäße es überhaupt keine Fläche, sondern wäre ein dunkles, rechteckiges Loch, von einem schmalen, weißen und papierenen Rahmen umgeben.

»Neugierde ist in den seltensten Fällen gut«, murmelte der »Unbezwingbare«.

Gerard Mallet blickte in die Augen dieses rätselhaften Mannes und schüttelte voller Entsetzen den Kopf.

»Nein… nein, das können Sie nicht tun«, drang es dumpf und heiser aus seiner Kehle. »Ich werde die ganze Gegend zusammenschreien…«

»Und niemand wird Sie hören! Obwohl dort drüben, nur eine Steinwurfweite von Ihnen entfernt, hunderte von Menschen sitzen, wird niemand merken, was sich hier abspielt, Monsieur. Hören Sie das Gelächter, die Musik? Das alles ist viel lauter, als Ihre lautesten Schreie überhaupt sein können. Außerdem – werden Sie gar nicht zum Schreien kommen… Tschakko, du bist an der Reihe!«

*

Die letzte Darbietung schloß mit einem Tusch.

Die farbenfroh gekleideten Clowns hüpften wie Gummibälle durch die Manege und nahmen den Applaus der Zuschauer entgegen.

Schnell rannten die Darsteller zu dem sich öffnenden Vorhang, von dem Josef Koczan sich jetzt löste. Der Theaterdirektor trug einen fadenscheinigen Smoking, den er wahrscheinlich in einem Second-Hand-Shop erstanden hatte.

Koczan trat in die Mitte der Manege, machte einen vollendeten Diener nach allen Seiten und sagte: »Und nun, meine Herrschaften, verehrtes Publikum, die Attraktion des Abends! Der ›Unbezwingbare‹ in seiner einmaligen, unübertrefflichen und unkopierbaren Show… Erleben Sie den ›Unbezwingbaren‹, wie er vor Ihren Augen in das offene Feuer geht, ohne daß ihm auch nur ein Haar, eine Augenbraue versengt würde! Und Sie selbst, verehrte Damen und Herren, haben Gelegenheit, ihn bei den Vorbereitungen zu sehen und zu kontrollieren, daß die Darbietung kein fauler Trick, sondern der übermächtige Wille eines Menschen ist, der es ermöglicht, den Elementen zu trotzen. Der -›Unbezwingbare‹!«

Mit diesen Worten riß Koczan theatralisch beide Arme empor, trat zur Seite, und der Vorhang öffnete sich hinter ihm.

Trommelwirbel…

Dann trat der Hüne aus dem Hintergrund des Zeltes in die lichtdurchflutete Menge.

Lanzinski lachte über das ganze Gesicht, winkte jovial nach allen Seiten und wandte sich dann mit seiner dröhnenden Stimme an das

Publikum. Er erklärte, daß an dem, was er vorführte, es nichts gäbe, was man als einen »doppelten Boden« bezeichnen könne.

Er bat aus der Zuschauermenge um drei Personen, die seine Vorbereitungen kontrollierten.

Hier in diesem kleinen Pyrenäendorf kannte jeder jeden, und so war den Zirkusbesuchern klar, daß keine Fremden in die Manege gingen, keine Vertrauten des »Unbezwingbaren«.

Helfern, die sich aus dem Hintergrund lösten, brachten die Utensilien herbei, die Lanzinski für seine Darbietung brauchte.

Es handelte sich um einen Metallkreis, der etwa einen Meter Durchmesser hatte, und eine mattschimmernde Metallplatte, die mitten in diesen runden Rahmen gelegt wurde. Die Platte enthielt zahlreiche kleine Löcher.

Im Zirkus war es so still, daß man eine Nadel hätte fallen hören.

Unter denen, die lauschten und aufmerksam jede einzelne Bewegung verfolgten, waren auch Camilla Davies und Alan Kennan.

Das Paar saß auf einem der besten Plätze vorn an der Manege, damit ihnen ja nichts von den Vorbereitungen entging und sie sich vor allem auch einen Eindruck von Lanzinski verschaffen konnten.

Das englische Medium wirkte ernst.

Alan Kennan entging die Reaktion auf Camillas Gesicht nicht.

»Ist etwas?« fragte er leise und besorgt.

»Ich weiß nicht«, entgegnete sie wispernd. »Ich… fühle etwas… und kann es nicht genau beschreiben. Es ist wie eine Gefahr… eine Gefahr allerdings, die nicht uns – sondern jemand anders bedroht.«

Camilla wirkte abwesend. Es schien, als lausche sie in sich hinein, um etwas Genaueres über die Gefühle, die sie empfand, zu ergründen.

Nur noch nebenher bekam sie mit, was sich dort unten in der Manege abspielte.

An den breiten Metallring, der nun mit der flachen, gelöcherten Metallplatte verbunden war, wurden mehrere Schläuche angeschlossen, die – so wurde den Zuschauern erklärt – wiederum an mehreren Gasflaschen hingen.

Die vier Mitarbeiter des Zirkus', die den Aufbau abgeschlossen hatten, verschwanden noch mal und kehrten dann mit brennenden Fackeln in die Mitte der Manege zurück.

Den drei »Kontrolleuren« aus dem Publikum wurden Holzreisig und Papier in die Hand gedrückt. Sie wurden aufgefordert, die Dinge in die offene Flamme zu halten, um allen zu demonstrieren, daß dieses Feuer nicht heimlich präpariert, sondern wirklich und wahrhaftig echtes, verzehrendes Element war.

Die hölzernen Stangen begannen zu glimmen, das Reisig fing sofort Feuer, das Papier flammte auf.

Um auf dem mit Holzspänen und Sägemehl bedeckten Boden der

Manege nicht unkontrolliert einen Brand zu erzeugen, hielten andere Zirkusmitarbeiter flache, mit Wasser gefüllte Schalen in der Hand, wo brennendes Papier, der glimmende Stab und das flackernde Reisig sofort getaucht werden konnten und zischend erlöschten.

Dann kam es zur ersten Demonstration mit Lanzinski.

Seine Helfer streckten blakende Fackeln nach ihm aus, und Lanzinski ging an ihnen vorüber und hielt – für alle einwandfrei zu sehen – seine bloßen Hände in die Flammen, machte die Bewegung des Waschens, lachte, zog die Hände wieder zurück und zeigte sie unversehrt den Zuschauern.

Den meisten lief eine Gänsehaut über den Rücken. Diese makabre Darbietung war mehr, als manch einer vertrug.

Die Kontrolleure aus dem Zuschauerraum begutachteten Hände und Arme aus nächster Nähe, und sie wurden gefragt, ob sie eine Verletzung feststellen könnten.

Alle drei verneinten.

Da warf Lanzinski den wärmenden Mantel ab, der aus dem Fell eines Tigers gearbeitet zu sein schien.

Darunter trug er eine enganliegende Hose, sonst weiter nichts.

Er gab einem Mitarbeiter im Hintergrund ein Zeichen und deutete auf das Gerät inmitten der Manege.

Der Gashahn hinten wurde aufgedreht, und ein leises Zischen lag in der Luft.

Mit den Fackeln traten Lanzinskis Helfer an das Gerät heran, und im nächsten Moment züngelten etwa zehn Zentimeter hohe Flammen aus den Löchern und bildeten einen dichten Feuerring auf dem Boden.

»Mehr!« rief Lanzinski in den Hintergrund.

Die Gaszufuhr wurde verstärkt.

Die Flammen wuchsen. Sie wurden zwanzig, dreißig, vierzig Zentimeter hoch, schließlich einen ganzen Meter…

Kerzengerade bildeten sie eine regelrecht glühende Flammensäule, die mitten in der Manege emporstieg.

Es wurde demonstriert, daß auch mit diesem Feuer alles seine Richtigkeit hatte. Utensilien wurden hineingeworfen, die fauchend und zischend verbrannten, in einem speziellen Gefäß wurde Blei geschmolzen, um die Zuschauer die enorme Hitze spüren zu lassen.

Dabei war eindeutig zu sehen, daß keiner von Lanzinskis Helfern und auch jene aus dem Zuschauerraum es nicht wagten, sich der Flammensäule zu stark zu nähern.

Die Hitze war unerträglich…

Und die Flammen wurden größer!

Als sie eine Höhe von knapp zwei Metern hatten, ging der »Unbezwingbare« darauf zu.

Auf seinem nackten Körper reflektierte das Licht, spielte dort einen

wilden Tanz, und die Haut rötete sich unter der Hitze, die ihr entgegenschlug.

Seine Helfer und die drei Freiwilligen aus dem Publikum wichen weiter zurück, weil für sie die Temperatur unerträglich und gefährlich wurde.

Selbst in den vordersten Reihen der Manege war nun die Wärme spürbar.

Die Hitze würde schon ausreichen, das Sägemehl und die Holzspäne unter dem Gestell in Brand zu setzen, hätte man davor nicht eine große und feuchte, nicht entflammbare Plane gelegt, um einer solchen Überraschung vorzubeugen.

Camilla Davies' Unruhe wuchs.

»Es ist in der Nähe, Alan«, murmelte sie, während sie auf das Ereignis in der Manege starrte, ohne den Kopf zu wenden. »Da ist jemand in Gefahr… der Tod ist nahe… es ist außerhalb des Zeltes…«

Da legte der junge Amerikaner seine Rechte auf die schlanke, zarte Hand seiner Begleiterin. »Halte die Augen offen, Camilla! Ich sehe draußen mal nach…«

Man sah der jungen Engländerin förmlich die Erleichterung an.

Sie nickte. »Ja. Es ist recht, Alan. Aber sei auf der Hut! Ich habe kein gutes Gefühl…«

Wenn Camilla Davies dies sagte, konnte man sich darauf verlassen. Ihr spezielles Empfinden galt allerdings der Ursenexistenz. Sie war das erste Medium in der Welt gewesen, das erkannte, daß es außer Dämonen und Geistern eine dritte Spezies gab, die sich die Ursen nannten und deren Herrschaftsbereich die Meere waren.

Anfangs war es so gewesen, daß Camilla in einen tranceähnlichen Zustand verfiel und dann Mitteilungen über Dinge machte, die sie registrierte, die sie aus dem Jenseits und anderen Dimensionen empfing.

Ihre Entwicklung war nicht stehengeblieben, und selbst im Nachtzustand wurden ihr nun manchmal Dinge bewußt, die andere mit ihren Sinnen nicht wahrnahmen, an die sie nicht mal ganz entfernt dachten.

»Sei auf der Hut, Alan«, ermahnte Camilla ihn nochmal, als er sich erhob und geduckt seinen Platz verließ, hineinging in das schummrige Licht außerhalb der Manegenbeleuchtung, ohne von den Zuschauern, an deren Reihen er vorbeikam, sonderlich beachtet zu werden.

In diesem Augenblick galt die volle Aufmerksamkeit der anwesenden Menschen dem Geschehen um Pawel Lanzinski.

Das Medium, das seit geraumer Zeit auf Marlos zu Hause war, richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die Vorstellung.

Der »Unbezwingbare« stand dicht am äußersten Metallring und war nur noch eine Handbreite von dem Flammengürtel entfernt, der

fauchend und zischend vor ihm aufragte.

Roter Widerschein spiegelte sich auf dem athletischen Körper des Polen. Der Hüne trat einen weiteren Schritt nach vorn. Ein Aufschrei ging durch die Menschenmenge, und viele der Zuschauer wandten den Kopf, schlossen die Augen oder schlugen die Hände vors Gesicht, weil sie glaubten, den Anblick dessen, was sich notgedrungen ereignen mußte, nicht ertragen zu können.

Lanzinski stand mitten in den Flammen.

Die prasselten auf seinen Körper, umloderten ihn und hüllten ihn vollkommen ein.

Trommelwirbel…

Das rhythmische, monotone Geräusch unterstrich das Unheimliche und die gespenstige Atmosphäre ringsum.

Zehn Sekunden vergingen… zwanzig… dreißig…

Den Zuschauern kam es vor wie eine Ewigkeit.

Doch noch immer trat Pawel Lanzinski nicht aus den Flammen, denen er ausgesetzt war.

Deutlich war sein Körper zwischen den lodernden Feuerzungen zu erkennen.

War er nicht mehr imstande, einen Schritt zur Seite zu tun? War er möglicherweise schon so schwach, brannte er schon lichterloh, daß er gar nichts mehr unternehmen konnte?

Vierzig Sekunden… fünfzig Sekunden… eine Minute!

Da bewegte der »Unbezwingbare« sich.

Leichtfüßig sprang er aus dem Feuerring auf die nicht entflammbare Plane, die den Sägemehlboden ringsum abdeckte, und frenetischer Applaus ging durch das kleine Zelt, das etwa dreihundert Menschen Platz bot.

Alle, die gekommen waren, machten keinen Hehl aus ihrer Begeisterung, aus ihrer Freude, daß Lanzinski es tatsächlich geschafft hatte, diesem tobenden Element zu entrinnen und nicht bei lebendigem Leib zu verbrennen, wie es ursprünglich aussah.

Der Hüne mit dem Borstenhaarschnitt wankte ein wenig. Man sah ihm die Spuren der Belastung an, die das Geschehen auf seinem Gesicht hinterließ.

Dieser Lanzinski war ein Teufelskerl!

Wie machte er das bloß?

Es ging nicht mit rechten Dingen zu. Das war mehr, als ein Mensch ertragen konnte.

Lanzinski war ein Magier, ein Hexer! Die Elemente ordneten sich seinem Willen unter…

Noch immer Beifall.

Lanzinski mußte sich immer wieder verbeugen, und man merkte ihm an, wie schwer ihm diese Bewegung fiel.

Zwei seiner Helfer eilten auf ihn zu, als er taumelte und den Halt zu verlieren drohte.

In jener Minute, als er sich dem Feuer aussetzte, mußten ungeheure Kraftreserven freigesetzt worden sein, die seinen Organismus fast bis zur Erschöpfung schwächten.

Lanzinski mußte gestützt werden. Er bedankte sich mit schwacher Stimme für den begeisterten Applaus. Einer seiner Helfer warf ihm den Tigerfellmantel über die Schultern, und mit schleppenden Schritten verließ der »Unbezwingbare« die Szene, während der Vorhang sich hinter ihm schloß.

*

Diese Welt war ein Paradies. Marlos…

Auf der unsichtbaren Insel lebte zur Zeit eine Handvoll Menschen, die die Ereignisse um Kh'or Shan, die Feuerinsel, und in Gigantopolis, der Alptraumstadt Apokalyptas, überstanden hatten.

Marlos war ein Bollwerk gegen die Mächte des Bösen, die auf der Erde angeführt wurden von Molochos, dem Dämonenfürsten, der wiederum im Hintergrund Rha-Ta-N'my, die alles überblickende und über alles herrschende Dämonengöttin, wußte, der er wohlgefällig Taten beweisen wollte.

Marlos war eine Insel von gewaltigem Umfang, und doch war sie auf keiner Karte der Welt verzeichnet.

Wenn Schiffe den Pazifischen Ozean Richtung Hawaii durchquerten oder in entgegengesetzter Richtung zu den Galapagos-Inseln oder nach Chile fuhren, dann konnten selbst so hochempfindliche Instrumente, wie sie an Bord moderner Kreuzschiffe sich befanden, den unsichtbaren Kontinent nicht orten.

Auch Flugzeuge – und besonders Militärmaschinen – die bei Übungen in extremer Tiefe über das Meer jagten, hatten bisher nichts von einer neuen Insel, die vor geraumer Zeit aus der Tiefe des Meeres entstanden war, berichtet.

Bekannt war nur, daß unweit eines winzigen Eilands vor einiger Zeit, einige hundert Seemeilen nordwestlich, Teile eines ehemaligen Kontinents unter rätselhaften Vorgängen wieder aufgetaucht waren.

In diesem Bezirk hielten sich noch immer amerikanische Kriegsschiffe auf, um die Herkunft und vor allem die Merkwürdigkeiten auf der Insel zu klären.

Unschuldige Menschen waren dabei ums Leben gekommen unter Bedingungen, die bisher nicht an die Öffentlichkeit gedrungen waren.

Höchste amerikanische Regierungskreise befaßten sich mit dem Phänomen der wieder aufgetauchten Insel, von der man nichts Genaues wußte.

Hellmark und seinen Freunden aber war bekannt, daß es sich um den Nordteil des zerbrochenen Kontinents Xantilons handelte, der vor mehr als zwanzigtausend Jahren in der Blütezeit seiner Entwicklung stand.

Die Kämpfe zwischen den weißen und schwarzen Priestern hatten bewirkt, daß Rha-Ta-N'my ihre unheimlichen Armeen, an deren Spitze die sieben Hauptdämonen jagten, über das Land hinweggebraust waren und Millionen unschuldiger Menschen den Tod brachten.

Und was Dämonen und Intrigen nicht schafften, bewirkten die Menschen in ihrer Zerstrittenheit, ihrem Machtanspruch und ihrer Gier schließlich von selbst.

Ein Kontinent zerbrach, Not, Elend und Tod hielten reiche Ernte.

Nach seiner glücklichen Rückkehr auf die Welt, die sein Erbe, sein Testament war, hatte Hellmark sich wieder gut erholt und war bereit, den Kampf mit Molochos und all den anderen Feinden, die mit ihm und außer ihm sein Leben bedrohten, neu und gestärkt aufzunehmen.

Die zurückliegenden Ereignisse, so schwerwiegend und gefahrvoll sie auch gewesen sein mochten, hatten sie einen Schritt weitergebracht.

Die Tatsache, daß Carminia Brado, jene geliebte, braunhäutige Frau, die er in Rio de Janeiro kennenlernte und zu der er sich sofort machtvoll hingezogen fühlte, die er schon einmal geliebt hatte und sich dieses ersten Daseins bewußt geworden war, war zu einem entscheidenden Einschnitt in ihrem gemeinsamen Leben geworden.

In ihrem ersten Dasein lebte Carminia Brado als Loana, die Tochter des Hestus! Dieser große Herrscher führte sein Volk mit Liebe und Güte; in einer paradiesischen Harmonie hatte sich jener Stamm auf einem Inselreich zu einer unvorstellbaren geistigen Reife entwickelt, die noch Jahrtausende, nachdem die Körper Hestus' und seiner Vertrauten längst zerfallen waren, nachwirkte.

Und zwar in dem rätselhaften, runden Spiegelgebilde, von dem Carminia ihm seit seiner Rückkehr immer wieder berichtet hatte.

Die hübsche Brasilianerin hatte herausgefunden, daß es mit dem Spiegelgebilde etwas ganz Besonderes auf sich hatte. Es war scheinbar natürlich in jenem Palmenhain eingebettet und dort gewachsen. Aber seinen Ursprung hatte es im Geist des Hestus und jener, die mit ihm auf dem Pfad der Reinheit und Friedlichkeit wanderten, die dadurch imstande waren, Kräfte freizumachen, und über sich hinauswuchsen.

Und diese Kräfte waren nicht zerstörerischer, sondern schöpferischer Art. Sie gingen zurück auf jenen mächtigen Geist, der den Urbeginn der Schöpfung eingeleitet hatte. Bevor Materie werden konnte, mußte der Geist gewesen sein.

An Carminias Hals hing eines der halbmondförmigen Gebilde, die von einer Pflanze stammten, die sie ebenfalls in der Nähe des

»Geistspiegels« entdeckt hatte.

Der Anhänger war mehr als ein Talisman gegen das Böse, mit seiner Hilfe konnte man von jedem Ort, wohin einem der Spiegel geführt hatte, wieder zurückkehren, vorausgesetzt, daß an jene Stelle irgendwann mal ein geistiger Impuls geschickt worden war.

Björn Hellmark ließ sich langsam in dem weißen, warmen Sand nieder, starrte in die Weite über das blaue, unbewegte Meer, und seine Gedanken waren noch weiter entfernt, als sein Blick reichte.

»Dir geht manches durch den Kopf, nicht wahr?« machte Carminia sich an seiner Seite bemerkbar.

In ihrer Nähe hielt sich sonst niemand auf.

Rani Mahay und die beiden Jungen - Jim, der Guuf, und Pepe, der Mexikanerjunge – tollten irgendwo durch die grünen, blühenden Felder zwischen den sanften Hügeln und genossen die wiedergewonnene Freiheit.

In einer der von ihnen errichteten Blockhütten hielt sich im Moment nur Arson, der Mann mit der Silberhaut auf, der aus der Zukunft stammte und dessen Wege sich auf einer »Zwischenwelt«, die einst von Dämonen erobert worden war, wieder kreuzten. Durch Carminia Brados beherztes Eingreifen war dort eine tödliche Gefahr für die beiden Freunde gebannt worden. Arson hatte sich der Gruppe um Hellmark angeschlossen, um jene Dinge ins Rollen zu bringen, die notwendig waren, auch die Zukunft besser zu verstehen, in der sich dämonische Geschöpfe in Menschengestalt übernehmend etabliert hatten.

Hellmark nickte abwesend.

»Ich denke, unser gemeinsames Vorgehen ist so weit klar«, fuhr Carminia fort. »Wir beide wollten uns gemeinsam jenen ›Geistspiegel‹ ansehen, von dem ich dir berichtet habe. Alles weist darauf hin, daß er geschaffen wurde, um uns, die wir damals nicht alles richtig machten, im zweiten Leben die Möglichkeit zu geben, gegen jene Barrieren aufzustehen, die Feinde allen Lebens sind. So wie Pepe, Jim und ich uns jener ›Blütenblätter‹«, – indem sie das sagte, deutete sie auf den halbmondförmigen Anhänger an ihrem Hals, »bedienten, indem wir das Blatt einfach teilten, wurde uns klar, daß das gleiche mit jenem Gebilde zu schaffen ist, das dort im Hain des Hestus-Garten von uns entdeckt wurde. Es gibt keinen Zweifel daran, daß wir den ›Geistspiegel‹ als unser Eigentum mit hierher nach Marlos bringen und von hier aus dann praktisch jeden Ort auf der Erde, jeden in einer anderen Dimension oder Parallelwelt aufsuchen können, an dem sich eine Gefahr für das menschliche Leben entwickelt. Was für Aussichten, Björn! Wir sind nicht mehr auf gut Glück und Rätsel angewiesen, und der Spiegel der Kiuna Macgullyghosh, der für so einschneidende Änderungen in deinem Leben sorgte, ist ein Abklatsch gegen das, was

uns nun erwartet…«

»Du hast recht. Ich bin der gleichen Meinung wie du«, sagte er mit seiner angenehmen Stimme. »Doch das ist nur eine Sache, der wir uns annehmen werden. Es sind noch andere Dinge, die mir nicht aus dem Kopf gehen…«

»Was für Dinge, Björn?«

Er blickte sie mit seinen klaren, blaugrauen Augen an und lächelte. »Viele Dinge, Schoko«, murmelte er gedankenverloren. »Sie machen mich nachdenklich und stimmen mich ernst. All die Abenteuer, die ich hatte, wurden für viele meiner Begleiter zu Schicksalsschlägen, die keiner von ihnen – auch ich nicht – vorausahnen konnte. Viele Menschen und auch nichtmenschliche Wesen haben meinen Weg gekreuzt…«

»Du denkst an D-Dyll-vh'on-Ayy?«

»Er ist einer von ihnen, ja. Dann ist da noch Oceanus, dessen Schicksal bis zur Stunde ungeklärt ist. Nachdem wir den ›Elefantenfuß‹ in das Reich der Leichenpilze passiert hatten, tauchte er praktisch unter und ist bis zur Stunde nicht zurückgekehrt. Niemand von uns hat eine Ahnung, was aus ihm geworden ist. Hat er sein verschollenes Volk gefunden? Ist Oceanus noch am Leben? Die Zeichen sprechen dagegen…«

»Welche Zeichen, Björn?« fragte sie plötzlich erschrocken.

»Ich hab mich in dem unterseeischen Felsenpalast umgesehen, Schoko… gestern abend. Als wir gemeinsam unser weiteres Vorgehen besprachen, habe ich heimlich Macabros entstehen lassen und bin mit meinem Zweitkörper dort umhergestreift, nach Oceanus suchend. Alle Hallen sind leer, nichts deutet darauf hin, daß seit unserem Eindringen in das Reich der Leichenpilze der Herrscher der schwarzen Wasser noch mal in unsere Dimension zurückgekommen ist. Da ist D-Dyll-vh'on-Ayy – das Energiewesen, das ein großer Freund von mir wurde und mich dann doch im Stich ließ, als ich meine Identität als Hellmark wiedergefunden hatte. D-Dyll ist verschollen – irgendwo auf einem fernen Planeten, im Kosmos, hat er sich einer Gefährtin angeschlossen und streift mit ihr durch die Weiten des Universums. Vielleicht begegnen sich unsere Wege mal wieder. Da ist die kleine Französin Danielle de Barteaulieé. Sie war meine Begleiterin durch das Tal der tausend Foltern, und ich habe später, nachdem sie verschwunden war, Hinweise darauf gefunden, daß offensichtlich eine Stätte, die Rha-Ta-N'my geweiht war, Danielle zum Schicksal wurde. Durch Al Nafuur habe ich außerdem während kurzer, telepathischer Dialoge den Eindruck gewonnen, daß während der Auseinandersetzungen, aus denen ich gerade noch knapp und mit heiler Haut entrinnen konnte, sich Dinge neu formiert haben, die mir noch gar nicht richtig bewußt geworden sind, die aber bedeutsam für

meine Mission sind. Es ist anzunehmen, daß noch mindestens zwei Monster aus Dwylup sich hier auf der Erde befinden und jederzeit neu zuschlagen können. Sie sind eine Gefahr, die nicht zu unterschätzen ist.«

Er sprach ruhig und gedankenversunken. Jemand, der ihn nicht näher kannte, würde meinen, daß Hellmark eine gewisse Mutlosigkeit ergriffen hätte.

Doch dem war nicht so. Dieser Mann kannte keine Mutlosigkeit und gab nicht auf, auch wenn der Horizont noch so schwarz erschien.

Gerade jetzt, wo ein Silberstreifen sich abzeichnete, war er der letzte, der allzu pessimistisch in die Zukunft geschaut hätte.

Die Situationen, mit denen er in seinem zurückliegenden Leben konfrontiert worden war, hatten ihm gezeigt, daß mit Mut und Entschlossenheit, mit Willen, Ehrgeiz und auch etwas Glück noch manches zu schaffen war, was von Anfang an so aussah, als wäre es nie in den Griff zu bekommen.

Aus der Vergangenheit der Erde, wo es zu einem Zusammentreffen mit Kaphoon, dem Sohn des »Toten Gottes« gekommen war, der Hellmark in seinem ersten Dasein war, hatte Björn drei weitere Manja-Augen mitgebracht.

Wie die zuvor erbeuteten vier lagen auch die in einem mit Samt ausgeschlagenen Kästchen in der Geisterhöhle, wo er seine Trophäen aufbewahrte.

Durch das »Buch der Gesetze« war ihm bekannt geworden, daß er mit Hilfe von sieben Manja-Augen den Schlüssel des Geheimnisses von Molochos, dem Dämonenfürsten, in der Hand hielt. Von Stund’ an konnte er seinem schärfsten Widersacher eine entscheidende Niederlage zufügen, wenn es ihm gelang, die sieben Manja-Augen dort zu plazieren, wo Molochos auftauchte.

Dann war der Dämonenfürst gefangen und unfähig, weder seine Helfershelfer herbeizurufen, noch selbst ein eigenes magisches Bombardement auf Hellmark herniederprasseln zu lassen.

Auf eine gewisse Weise war Björn selbst auf Marlos nach seiner Rückkehr nicht ganz tatenlos gewesen und hatte nur der Ruhe frönen können.

Stundenlang hatte er sich in die Geisterhöhle zurückgezogen und studierte dort im »Buch der Gesetze«, um durch eine mehr oder minder klare Aussage entnehmen zu können, an welchen Ort er die sieben Manja-Augen bringen sollte, um Molochos in die Falle zu locken.

Wegen einer Sache herrschte noch Unklarheit. Im »Buch der Gesetze« war nicht eindeutig klargelegt, ob es notwendig war, die sieben Augen eines Manja zu sammeln, oder ob es auch jene versteinerten, rubinroten und an einen ungeschliffenen Diamanten

erinnernden Augen von sieben verschiedenen Vögeln sein konnten.

Er glaubte zumindest davon ausgehen zu können, daß jene sieben Manja-Augen, die ihm nun zur Verfügung standen, ein buntes Sammelsurium darstellten und wahrscheinlich von sieben verschiedenen heiligen Tieren stammten.

Da erhob Björn Hellmark sich entschlossen.

»Ich glaube, wir haben lange genug gefaulenzt«, sagte er. »Während Rani und die beiden Jungen noch herumtoben, können wir die Gelegenheit nutzen und uns den Spiegel im Garten des Hestus ansehen, den wir so schnell wie möglich demontieren und neu zusammensetzen wollen.«

Wer sich längere Zeit auf Marlos aufgehalten hatte, verfügte über die Gabe, seinen Körper nur durch reine Gedankenkraft an jeden beliebigen Ort der Welt zu setzen.

Carminia konzentrierte sich auf das kleine Eiland, auf dem es den Dimensionsvorhang nach Kh’or Shan gab.

Jene winzige Insel mitten im pazifischen Ozean war gerade so groß, daß man darüber hinwegspucken konnte. Dieses Fleckchen Erde jedoch hatte es in sich.

Björn verdoppelte sich. Er brauchte den Kontakt zu Macabros, um seinen Körper telekinetisch mitnehmen zu können.

Auf dem winzigen Eiland angekommen, bedurfte es nur weniger Schritte, und sie tauchten ein in den Nebelvorhang, der sie direkt nach Kh’or Shan gab.

Und Kh’or Shan, auf dem sie vor noch gar nicht so langer Zeit den Feuerbestien begegneten, war eine Welt von gewaltigem Ausmaß. Und nur einen Bruchteil dieses noch immer unerforschten Kontinents hatten sie kennen- und fürchtengelernt.

Hier war es zur entscheidenden Auseinandersetzung zwischen den Ursen, Sequus, deren König, und Björn Hellmark gekommen.

Der blonde Deutsche und die Frau, die er liebte, machten sich nicht die Mühe, durch das öde, rissige Vulkanland und schließlich an dem riesigen Binnensee entlang, von dem aus es einen offenen Zugang zum Meer Richtung Xantilon gab, zu Fuß zu gehen.

Wieder bedient sie sich ihrer besonderen Fähigkeit.

Das heißt – nur Björn konnte es jetzt noch. Alle anderen außer ihm waren imstande, direkt von Marlos aus jeden Punkt in der freidimensional erfaßbaren Welt durch Gedankenkraft anzusteuern und ihre Körper dort erscheinen zu lassen.

Unmöglich war es, von einem Ort zum anderen auf telekinetische Weise zu wandern. Immer war es für die anderen Marlosbewohner notwendig, auf die unsichtbare Insel zurückzukehren und von dort aus dann einen neuen Zielsprung zu unternehmen.

Nicht so Hellmark! Durch die Fähigkeit, sich zu verdoppeln,

konnte er von jedem Punkt aus nach jedem ausweichen.

Björn Hellmark, Carminia Brado und Macabros, Hellmarks Doppelkörper, der ihm glich wie ein Ei dem anderen, liefen einige Schritte in das menschenleere, verlassene Kh'or Shan hinein.

Aus den bizarren Ritzen und Spalten in der ausgedörrten, vegetationsfreien Erde drangen heiße Dämpfe und manchmal ein fauchendes Zischen, als ob sich in der Erde ein Geysir öffne, der jeden Augenblick ausbrechen konnte oder einen neuen Vulkanausbruch ankündigte.

Vor ihnen breitete sich eine triste, bedrohliche Landschaft aus, in der sich jedoch offensichtlich die Feuerbestien, denen Hellmark das erste Mal, als er Kh'or Shan betrat, gegenüberstand, nicht mehr aufhielten.

Mit dem Tod von Sequus, der nachweislich mehrere Jahrhunderttausende hier ausgeharrt und eine geistige Entwicklung ins Negative gemacht hatte, waren offensichtlich auch all die Sklaven, die er sich geschaffen hatte, ums Leben gekommen, und es hatte für die Bedauernswerten keine Rettung mehr gegeben.

Dann faßte Macabros mit seiner linken Hand die rechte Björns, mit seiner rechten die linke Carminias, und eine Sekunde später lösten sich die drei Gestalten aus der unwirklichen, öden Landschaft und tauchten mitten im Garten des Hestus auf, der in der dschungelartigen Wildnis jenseits des riesigen Kratersees tief in der Erde lag.

Der Unterschied zwischen dem aus Vulkangestein bestehenden Kh'or Shan und jener duftenden, in voller Blütenpracht stehenden Umgebung war so extrem wie der Unterschied zwischen Himmel und Hölle.

Sie kamen sich vor, als hätten sie einen Sprung ins Paradies getan.

Klar und sauber war die Luft, und das helle Licht schien die eingefangene Sonne zu sein, die irgendwann mal auch außerhalb dieser unterirdischen Gärten schien, als noch keine Geister und Dämonen von Kh'or Shan Besitz ergriffen hatten.

Wie es im ganzen Weltall junge und alte Sterne und Sonnen gab, an denen man die Entwicklungsgeschichte einer Welt, ja einer ganzen Milchstraße vom Anfang bis zu deren Ende, wenn sie zur Nova wurde, ablesen konnte – genauso ließ sich in verschiedenen, andersdimensionierten Welten erkennen, wo die Mächte der Finsternis schon frühzeitig oder erst später ihr Zerstörungswerk begonnen hatten.

Hier in diese Gärten hatte nie das Böse seinen Fuß gesetzt. Man spürte es förmlich. Es lag in der Luft.

Und doch gab es auch hier im magischen Garten des Hestus einen Tempel, der Abbilder des Bösen zeigte.

Sieben riesige, blasenähnliche Gebilde hingen über diesem Tempel

wie gewaltige Luftballons, die einem Giganten gehörten, schwerelos über der Tempelstätte schwebten und sich doch nicht davon lösen konnten.

Die sieben Gebilde zeigten die sieben Gesichter jener Hauptdämonen, mit denen Hellmark irgendwann schon mal Kontakt hatte oder gelegentlich haben würde. Seit kurzem zeigten jedoch nur noch sechs der sieben Riesenblasen die Konterfeis jener, die mit Rha-Ta-N'my Seite an Seite kämpfend, ihre Ziele verwirklichten. Der siebte, kein reinblütiger Dämon, sondern ein organisch sich entwickelndes Wesen – nämlich Sequus – war verschwunden. Mit dem Tod, den Hellmarks magisches Schwert aus der Vorzeit Xantilons Sequus gebracht hatte, war dessen Abbild ebenfalls verschwunden.

Carminia und Björn hatten über diesen seltsamen Ort hier mitten im Garten einige Vermutungen angestellt, und sie glaubten, daß diese Vermutungen auch der Wirklichkeit nahe kamen.

In diesem Tempel war es dem gereinigten, geläuterten Geist des Hestus gelungen, die Abbilder jener Feinde zu schaffen, die sich normalerweise namens- und gesichtslos in der Finsternis der Ewigkeit verbargen.

Die Entscheidung, die er damals vor zwanzig Jahrtausenden getroffen hatte, erwies sich noch heute als richtig. Durch sein weitblickendes Vorausplanen hatte er es Björn Hellmark ermöglicht, jene Feinde kennenzulernen, von denen er zum Teil bisher nur vom Hörensagen wußte.

Auf direkten Weg gingen sie nun durch den Palmenhain, wo der geheimnisvolle Spiegel sich befand.

Er bildete annähernd eine Milde, in der dieses schimmernde, aus Segmenten bestehende Gebilde wie eine große, vollkommen aufgeblätterte Blüte lag.

Ein warmes Licht lag auf der Oberfläche und schien direkt von ihnen heraus zu kommen.

All das, was Carminia Björn mit Worten erklärt hatte, konnte sie ihm nun an Ort und Stelle zeigen.

Hellmark lernte die wie die Glieder einer Kette dicht aneinandergereihten Blumen kennen, die praktisch eine verkleinerte Darstellung des »Geistspiegels« zu sein schienen.

Sie waren alle gleich, und nichts wies darauf hin, daß sie wirklich gewachsen waren wie eine organische Pflanze eben wuchs, sondern daß sie von Anfang an so dagewesen waren, wie sie sich jetzt darstellten. Eine Entwicklung schienen sie nicht durchgemacht zu haben.

Carminia deutete auf das Segment, das Pepe aufgenommen hatte.

Sie selbst hatte von einem nahen Tempel aus beobachten können, wie der schwarzhaarige Mexikanerjunge, ihr Adoptivsohn, von einem

dieser winzigen Segmente aufgenommen worden und an einen anderen Ort versetzt worden war, wo eine Situation die Hilfe eines Außenstehenden dringend erforderte.

Pepe hatte mit der ihm eigenen Entscheidungsfreudigkeit, mit Mut und Überlegung die Situation gemeistert und dank seiner parapsychischen Fähigkeiten die beiden Gangster der Polizei ausliefern können.

»Viele tausend Segmente in jedem Abschnitt ergeben hunderttausende von Möglichkeiten, wohin jeder, der sich dieses Spiegels bedient, sich wenden kann, um Orte aufzusuchen, wo dämonische Aktivitäten stattfinden. Was das für uns bedeutet, Björn, brauche ich wohl nicht näher zu erläutern…«

»Wir werden von diesem Augenblick an konsequent und ohne viel Zeit zu verlieren da auftauchen können, wo wir gebraucht werden«, sagte Björn leise. »Ob es dann allerdings auch immer ein wichtiger Ort ist – diese Frage wird erst die nahe Zukunft klären…«

Er wollte dem noch etwas hinzufügen, doch im Ansatz des Sprechens hielt er inne.

Er nahm etwas aus den Augenwinkeln wahr.

Eine Bewegung! Hell und konturenhaft verschwommen wie ein schwaches Licht, das sie plötzlich streifte…

Auch Carminia entging diese Bewegung nicht.

Außer ihnen war noch jemand hier unten in den Gärten des Hestus?

Das konnte nicht sein!

Björn und Carminia warfen fast zur gleichen Zeit den Kopf herum und sahen, daß tatsächlich noch jemand war…

*

Alan Kennan befand sich außerhalb des Zeltes, um das sich im Halbkreis die sieben dunkelgrün gestrichenen Wagen der Mitglieder und Mitarbeiter des Zirkus' wie kantige Hügel gruppierten.

Der junge Amerikaner blickte aufmerksam in die Runde, konnte jedoch nichts Verdächtiges entdecken.

Weit und breit war kein Mensch.

Doch…!

Da sah er in dem etwas abseits stehenden Wohnwagen, in dem ein Fenster beleuchtet war, einen großen, plumpen Schatten, der das Fenster kurz abdunkelte.

Jemand bückte sich und schien irgendetwas Schweres über den Boden zu schleifen.

Mißtrauisch huschte Alan Kennan auf Zehenspitzen in Richtung des fraglichen Wagens.

Da wurde das Fensterrechteck wieder hell. Der heimliche Beobachter von draußen warf einen Blick durch das Fenster in das Innere des Wagens und sah etwas, das ihm den Atem stocken ließ.

Über den Boden des Wohnwagens wurde von kräftigen Händen eine schlaffe, reglose Gestalt gezogen.

Alan Kennan erhaschte mit seinem Blick gerade noch die ausgestreckten Beine des Unbekannten, dann geriet die Szene aus seinem Blickwinkel.

Fünf Sekunden vergingen… zehn… Kennan stand da, und sein Herz schlug wie rasend.

Er wagte nicht, sich von der Stelle zu bewegen. War er Zeuge eines Mordes geworden?

Zwar nicht des Vorganges selbst, aber der Tatsache, daß jemand in diesem Wagen versuchte, eine Leiche verschwinden zu lassen?

Camilla hatte irgend etwas gefühlt, ohne es näher in Worte kleiden zu können. In der letzten Zeit hatten sich oft solche außergewöhnlichen Wahrnehmungen und Stimmungen bei ihr gezeigt.

Und tatsächlich waren sie dadurch auch auf Personen gestoßen, bei denen eindeutig feststand, daß ihr Stammbaum zu den Ahnen jener zurückreichte, die einst von Xantilon und Atlantis auf andere Kontinente geflohen waren.

In den meisten Fällen – auch das hatten sie festgestellt – war es jedoch nicht möglich, die Betreffenden auf ihre Situation anzusprechen. Da bedurfte es eines besonderen Fingerspitzengefühls, um nichts kaputt zu machen.

Zumindest wußte man von diesen Leuten, und es war nur noch eine Frage der Zeit, bis sie vielleicht selbst Kontakt zu Gleichgesinnten suchen würden oder jener Reifegrad erreicht war, wo man sie auf die besondere Situation, in der sie steckten und die auch Hellmark für sich entdeckt hatte, ansprechen konnte.

Alan konnte seinen Blick nicht von dem Fenster lösen.

Da tauchte der massige Schatten wieder auf.

Instinktiv zog Kennan den Kopf zwischen die Schultern.

Der Schatten berührte das Fenster. Aus den Augenwinkeln erkannte der Beobachter flüchtig die große Gestalt, die sich ducken mußte, um mit dem Kopf die Wohnwagendecke nicht zu berühren.

Der sich im Innern des Wagens befand, näherte sich der Tür!

Alan Kennan stellte sich sofort auf die veränderte Situation ein.

Er huschte geduckt unter dem Fenster vorbei, am Wagen entlang und preßte sich mit dem Rücken atemanhaltend gegen die Schmalseite des Wagens, die der Tür genau gegenüberlag.

Er harrte der Dinge, die da kommen sollten…

Das Licht im Wagen wurde gelöscht. Leise quietschend öffnete sich die Tür. Die hölzernen Stufen davor, insgesamt fünf, knirschten unter

dem Gewicht der Person, die herauskam.

Vorsichtig schob Kennan seinen Kopf in der Dunkelheit ein wenig nach vorn, um zu sehen, wer sich da vorn bewegte.

Aus dem Schatten zwischen den Wohnwagen löste sich ein Mann. Er war mindestens zwei Meter groß und ein wahrer Koloß – ohne daß man sagen hätte können, er wäre fett gewesen.

Der Schwergewichtige gehörte zum Zirkus. Alan Kennan hatte diesen Mann heute abend schon mehr als einmal gesehen, und er wußte, daß er zum engsten Vertrautenkreis des »Unbezwingbaren« gehörte.

Die Gedanken im Kopf des Bobachters jagten sich.

Was war dort drin geschehen?

Kennan sah, daß der Mann im hinteren Zelteingang verschwand, wo er silhouettenhaft mehrere Personen wahrnahm, die dort hantierten.

Für einen Augenblick kam es ihm auch so vor, als hätte er Lanzinski wahrgenommen, der den Tigermantel trug.

Aus dem Freundeskreis wurde dem »Unbezwingbaren« eine Flasche gereicht, die er an die Lippen setzte und aus der er gierig trank.

Dann schloß sich die Zeltplane wieder vor seinen Augen.

Im Zelt hatte das Finale begonnen. Fröhliche Zirkusmusik dröhnte durch die Nacht, durch den leise nieselnden Regen, der wieder eingesetzt hatte.

Alle an der Vorführung beteiligten Artisten stellten sich in kleinen Aktionen noch mal vor, und auch die Tiere wurden noch mal durch die Manege geführt. Die drei Ponys, die beiden Maulesel, das Kamel…

Alan Kennan nutzte die offensichtlich günstige Gelegenheit zum Handeln.

Sich nach allen Seiten vergewissernd, daß niemand in der Nähe war, der seine Absicht beobachtete, lief er direkt am unbeleuchteten Wohnwagen entlang in tiefer Dunkelheit zum Eingang und drückte die Klinke nach unten.

Der davongegangene Asiate hatte es nicht für nötig gefunden, die Tür abzuschließen. Das kam Alan zugute!

Mit pochendem Herzen drückte Kennan wieder die Tür ins Schloß und lief dann – unwillkürlich noch immer geduckt – durch den dunklen Wohnwagen. Das Streulicht drüben vom Zirkus schuf eine zwielichtige Atmosphäre, in der er alles recht gut wahrnehmen konnte und nirgends dagegenstieß.

Alan hatte nicht die Absicht, sich länger als unbedingt notwendig hier aufzuhalten. Er passierte die gemütliche Sitzecke, den Schminktisch Lanzinskis und stand dann vor einer schmalen Holztür.

Die ließ sich voll öffnen. Dahinter lag der Schlafraum des Polen.

Ein bis zur Decke reichender Einbauschrank, ein winziger

Nachttisch mit einer beleuchteten Uhr darauf und einem Radiogerät sowie ein überbreites Couchbett bildeten die einzigen Einrichtungsgegenstände in dieser Enge, in der man sich wirklich gerade nur aus- und anziehen konnte.

Das Schlafzimmer enthielt nicht mal ein Fenster, sondern nur an der Decke eine winzige Luftklappe. Hier mußten im Sommer Temperaturen herrschen, die den Durchschnittsmenschen zu schaffen machten.

Instinktiv ließ Alan sich sofort auf die Knie nieder und schlug die Tigermusterdecke weit zurück, die die Couch bedeckte, über deren Rand reichte und mit ihren Fransen noch den Boden berührte.

Kennan bückte sich nach unten, tastete mit der Rechten unter die Couch, die genügend Bodenfreiheit besaß, und stieß gegen einen weichen, noch warmen Körper.

Erschrocken fuhr er zusammen, obwohl er etwas Derartiges erwartet hatte.

War der Mann tot, der hier lag, oder nur bewußtlos?

Das mußte er unbedingt klären.

Alan Kennan zog den schmalen, leichten Körper unter der Liege vor, um den Fremden aus nächster Nähe zu betrachten.

In der zwielichtigen Atmosphäre des Wohnwagens kam dabei leider nicht allzuviel heraus.

Mehr als die Feststellung, daß der Mann von hagerer Gestalt und dunkelhaarig war, eine Cordhose und einen schwarzen, grobgestickten Rollkragenpullover trug, konnte er nicht machen.

Und Kennan wagte es nicht, den Lichtschalter zu berühren.

In der Dunkelheit jedoch ließ sich zumindest noch erkennen, daß der Mann tatsächlich tot war.

Puls, Herz und Atmung waren zum Stillstand gekommen.

Doch der Körper war noch warm. Der Tod konnte erst vor kurzer Zeit eingetreten sein.

Eine äußere Verletzung erkannte Björn Hellmarks Freund jedoch nicht. Nur die Tatsache, daß der Kopf so merkwürdig schlaff hin und herfiel, veranlaßte Alan, einen näheren Blick zu wagen. Dabei stellte er fest, daß diesem jungen, dunkelhaarigen Franzosen mit einem kurzen, scharfen Ruck das Genick gebrochen worden war.

Hier im Wagen aber konnte man weder eine steile Treppe herabfallen, noch von einer Leiter stürzen. Hier hatte jemand mit harter Hand ein verabscheuungswürdiges Verbrechen begangen.

Der massige Asiate…

Unwillkürlich dachte Kennan an den schattenhaften Begleiter des »Unbezwingbaren«.

Der war zuletzt im Wagen gewesen und hatte auch die Leiche verborgen.

Auf dem freien Platz, noch während einige hundert Zuschauer hier weilten, war es natürlich unmöglich, das Opfer verschwinden zu lassen. Das wollte man wahrscheinlich zu einem späteren Zeitpunkt tun.

In der Gesäßtasche des Toten steckte eine prallgefüllte, abgegriffene Brieftasche.

Die zog Alan Kennan mit zittriger Hand hervor, immer wieder mal einen Blick zurückwerfend und lauschend, ob sich nicht wieder jemand dem Wagen näherte.

Der junge Mann stand unter einer enormen Anspannung, und er war sehr nervös, weil er befürchtete, daß jeden Augenblick jemand von den Zirkusleuten zurückkam.

In der Brieftasche befanden sich mehrere große Geldscheine, ein Zeitungsausschnitt und die Ausweispapiere des Toten.

Da ließ Alan Kennan doch kurz das Feuerzeug aufflammen, um in dem winzigen, unruhigen Lichtschein festzustellen, wie der Tote hieß.

Sein Name war Gerard Mallet, und aus seinem Presseausweis ging hervor, daß er für das »Magazin Noir« schrieb.

Rasch steckte Alan die Ausweise in sein Jackett und stopfte die Brieftasche dann wieder in die Gesäßtasche des Toten.

Als er die Flamme seines Feuerzeugs ausblasen wollte, sah er den dunklen, auffallend markanten Fleck auf dem linken Handrücken des Ermordeten.

Kennans Augen verengten sich.

Was war das?

Doch noch eine Verletzung?

In dem kleinen Lichtfeld sah er etwas, was ihn unwillkürlich zusammenfahren ließ.

Der Fleck war so groß wie das Glas einer Armbanduhr, und er stellte – deutlich in allen Details zu sehen – eine Prägung dar, wie mit einem heißen Eisen angebracht.

Das Motiv war eine massige, furchteinflößende Spinne, die einen Kopf hatte, der mit einem gebogenen, hornartigen Schnabel versehen war. Dieser Schnabel war aufgerissen, und die spitzen, dolchartigen Zahnreihen veränderten das Tier auf eine gespenstige Weise.

Das Zeichen eines Geheimbundes?

Unwillkürlich kam ihm dieser Gedanke…

Doch er hatte keine Gelegenheit mehr, weitere Überlegungen anzustellen und den Dingen auf den Grund zu gehen.

Geräusche!

Schritte, leise Stimmen… näherten sich dem Wohnwagen.

Wie von einer Tarantel gestochen, sprang Kennan in die Höhe.

Er lief zum Fenster.

Zu spät!

Da kamen Sie! Pawel Lanzinski und sein Faktotum Tschakko.

Beide waren noch wenige Schritte vom Wohnwagen entfernt, und für Alan Kennan war es ausgeschlossen, auf normalem Weg die Falle zu verlassen.

*

Er lief zurück in das Schlafzimmer, um die Leiche wieder an Ort und Stelle zu schieben und um den beiden beiden Ankömmlingen keinen Verdachtsgrund zu geben, daß sich hier während ihrer Abwesenheit jemand aufgehalten hätte.

Alan Kennan war Bewohner von Marlos. Darin lag seine Chance.

Er schob die Leiche nach unten, drückte den schlaffen Arm nach, auf dem das unheimliche Zeichen eingebrannt war, zog die Tigerdecke über die Schlafcouch herab und wollte im nächsten Augenblick von der Bildfläche verschwinden.

Seine Gedanken jagten nach Marlos, und mit diesen Gedanken wäre normalerweise die atomare Struktur seines Körpers hier an diesem Ort aufgelöst und dort neu zusammengefügt worden.

Doch nichts geschah!

Wie ein Messer schnitt die Gewißheit in Kennans Hirn, daß er außerstande war, die unsichtbare Insel, seinen letzten Rettungsanker, aufzusuchen…

Alan Kennan ging zu Boden, rutschte an den Füßen der Leiche vorbei, schob sie ein wenig zur Seite, um für sich genügend Platz zu schaffen, preßte sich an die Wand und zog den Toten kraftvoll und schnell zu sich heran, damit er wieder dort lag, wo der Asiate ihn hingelegt hatte.

Kennan, an den Boden gepreßt, kam sich vor, als läge er selbst in einem Sarg. Rundum war es schwarz, und er fühlte die Sprungfedern der Couch auf seinem Rücken, wenn er sich auch nur um einen halben Zentimeter aus seiner Stellung bewegte.

Er lag genau hinter der Leiche und hörte, wie Pawel Lanzinski und Tschakko den Wagen betraten.

»Ich hoffe, es ist alles in Ordnung?« vernahm er die Stimme des »Unbezwingbaren«.

»Selbstverständlich, Herr. Er hatte überhaupt keine Chance.«

»Dann ist es gut, Tschakko. Ich mache mir nur Sorgen, daß er überhaupt da war«, fuhr Lanzinski mit seiner dunklen Stimme fort. »Hat er etwas gewußt oder nur geahnt? Diese Fragen gehen mir nicht aus dem Kopf. Als er merkte, daß er keine Chance mehr hatte, hat er um sein Leben gebettelt?«

»Ich habe Näheres von ihm wissen wollen, doch er ist bei seinen vorhergehenden Ausführungen geblieben. Und dann war’s auch schon

mit ihm aus.«

»Ich möchte mir die Leiche noch mal ansehen. Vielleicht hat dieser Mallet etwas bei sich, was uns weiterhilft und uns einen Hinweis darauf gibt, wie weit seine Kenntnisse über mich schon gediehen waren. Komm', Tschakko!«

*

In der gleichen Minute kam es rund sechzig Kilometer von der Ortschaft, in der der Zirkus von Direktor Koczan gastierte, zu einem unheimlichen Vorfall.

Der Ort hieß Cadaqúesa und lag direkt in einer Bucht am offenen Meer.

Nicht weit von der nur wenige hundert Seelen zählenden Gemeinde entfernt, wälzte ein Fluß sich durch sein breites, aber nicht sehr tiefes Bett.

Die Häuser, zum Teil alt und unansehnlich, klebten förmlich an dem steilen, zerklüfteten Hang, der ein Teil des Fischerstädtchens ausmachte.

Der Stadtkern befand sich noch dort, wo die Straßen am holprigsten und engsten waren.

Im letzten Jahr hatte man damit begonnen, die ersten Fassaden neu zu tünchen, in der Hoffnung, auch für diese Bucht ausländische Touristen zu gewinnen.

Hin und wieder verirrte sich zwar einer nach Cadaqúesa, aber das war im wahrsten Sinn des Wortes ein Zufall oder eine Notwendigkeit, wenn jemand für die Nacht eine Unterkunft benötigte, weil er sein ursprüngliches Reiseziel noch nicht erreicht hatte.

In den stillen, verschwiegenen Buchten gab es viele unzugängliche und steinige Wege, die – so hatten ein paar Träumer geplant – mit etwas Zuversicht und vor allem hohem finanziellem Einsatz attraktiv gemacht werden konnten.

Jetzt sah das Ganze in der Nähe des Dorfes noch aus wie eine unbearbeitete Steinwüste mit Schneisen, Löchern, Kratern und tief in den Fels führenden Spalten. Cadaqúesa war von der Zeit überrollt worden, in diesem Ort schien sie sogar stehengeblieben zu sein.

Hier war noch alles so wie vor achtzig, vor hundert, vielleicht vor hundertfünfzig Jahren…

Am steinigen Strand schaukelten im nächtlich frischen Wind die vertäuten Boote der Fischer, über dem Ort hing der Geruch von Meer und Fisch.

Hauptsächlich vom Fischfang und von der Herstellung kunstgewerblicher Gegenstände lebten die Einwohner.

Direkt auf einer Felsenklippe, über eine gewundene, steil aufwärts

führende, holprige Pflasterstraße zu erreichen, stand ein kleines Hotel, in dem die meisten Touristen einkehrten, wenn sie hierher kamen.

Das Haus hieß »Hotel Cordoba«. Was es mit der geschichtsträchtigen Stadt Cordoba zu tun hatte, blieb unerfindlich. Der Gründer des Hauses schien jedoch eine besondere Schwäche für die spanische Stadt gehabt zu haben, weil er seinem Hotel den Namen gab. Vielleicht hatte er dort auch seine spätere Frau kennengelernt und zur Erinnerung daran sein Hotel so genannt.

Das Haus verfügte über fünfzehn Räume, davon waren neun Doppel- und sechs Einzelzimmer.

Die Fassade des »Cordoba« war im letzten Sommer neu gestrichen worden. Die helle Oberfläche kontrastierte angenehm zum dunklen Braun der Balken und den roten Ziegeln des Hauses, die weithin über das Dorf leuchteten, wenn die Sonne schien.

Hinter der Auffahrt befand sich ein ebener Parkplatz, der auf einem geglätteten Felsplateau errichtet worden war. Von hier aus konnte man an niedrig stehenden Hecken vorbeigehen und gelangte dann zu Fuß über eine steinerne Brücke, die über eine wildromantische, mehr als zweihundert Meter tiefe Schlucht führte.

Dahinter begannen das Hotel und vor allem die einmalige Terrasse, von der jedoch nur wenige Kenner wußten.

Die Terrasse lag hinter dem Haus und war von einem eisernen Zaun umgeben, der verhinderte, daß jemand vom Plateau in die Tiefe stürzte. Jenseits der eisernen Brüstung fiel der Fels kerzengerade ab, und unten ragten einige wie überdimensionale Zähne aussehende Felsbrocken aus dem Wasser, das schäumend und tosend gegen die granitharten Felswände brandete und seine Spuren hinterlassen hatte.

Selbst vom Wasser aus gab es bizarre Höhleneingänge, von denen man behauptete, daß noch niemand sie recht gesehen hätte.

Auf dem Parkplatz standen an diesem späten, regnerischen Abend nur wenige Fahrzeuge.

Zwei spanische, zwei französische und eines deutscher Herkunft.

Das mit dem deutschen Kennzeichen stammte aus Berlin. Der Mann, der mit diesem silbergrauen Ford-Mustang gekommen war, hatte sich als Hans Gerhold ausgewiesen. Einen Reisepaß mit diesem Namen hatte er – wie allgemein in spanischen Hotels üblich – abgegeben.

Doch keiner kam auf die Idee, daß etwas mit diesem Paß nicht stimmen würde. Es gab überhaupt keinen Grund, den dunkelhaarigen, freundlichen Mann in irgendeiner Weise mit einer zwielichtigen Sache in Verbindung zu bringen. Verdacht zu schöpfen, daß der Paß möglicherweise gefälscht sein könne, schien absurd.

Und doch war es so! Allerdings auf ganz »legale« Art…

Hans Gerhold hieß in Wirklichkeit James Bannister. Unter diesem

Namen war er auch der CIA in Amerika ein Begriff. Bannister war CIA-Agent, lebte aber seit Jahren in Berlin.

Der wie ein harmloser Geschäftsreisender aussehende Mann hatte für sein Land schon manchen wichtigen Geheimdienstauftrag zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erledigt. Bannister verstand es wie kein zweiter, Verdächtigen und Unverdächtigen interessante Einzelheiten zu entlocken, die sich nachher auf irgendeine Weise vorteilhaft verwenden ließen.

Bannisters Spezialität waren Falle, an die nicht jeder so leicht heranging. Dafür fiel es ihm um so leichter.

Diesmal war er von seiner Organisation beauftragt, einen Amerikaner zu beschatten, der vor genau einer Woche im »Cordoba« eingetroffen war und seither das Haus nicht mehr verlassen hatte.

Es war ein Amerikaner, um den sich ein merkwürdiges Gerücht rankte und der als Reporter Joe Brownen kein Unbekannter in den Staaten war.

Unter seltsamen Vorzeichen war Brownen vor rund vierzehn Tagen nach Tokio abgeflogen, dort aber nie angekommen.

Die Maschine, für die er gebucht hatte, war spurlos verschwunden und hatte ihr Ziel nie erreicht. Ein großes Rätselraten in der Welt hatte eingesetzt. Es gab nur einen Schluß: der Jumbo-Jet war auf dem Weg nach Asien ins Meer gestürzt. Suchflugzeuge waren ohne Ergebnis zurückgekehrt.

An Bord der Maschine hatte sich unter anderen auch Joe Brownen befunden. Das stand fest.

Wieso konnte Brownen dann wieder in New York auftauchen, wurde kurz darauf auch in anderen amerikanischen Städten gesehen und flog eines Tages, ohne daß es einen besonderen Grund gehabt hätte, nach Spanien?

Brownens Verhalten war mehr als merkwürdig. Höchste Stellen waren daran interessiert, was mit diesem Mann war, wieso er noch lebte, obwohl er doch in der verschwundenen Maschine mitgeflogen war. Irgend etwas stimmte mit diesem Mann nicht. Sein Verhalten war höchst rätselhaft.

Eben um herauszufinden, was da im argen lag, war die CIA umgehend tätig geworden.

James Bannister alias Han Gerhold hatte während seiner Anwesenheit im »Cordoba« noch keine Gelegenheit gehabt, Brownen zu sehen. Der Reporter ließ sich – so viel stand fest – regelmäßig die Mahlzeiten aufs Zimmer bringen und stand mit dem Hauspersonal auf gutem Fuß. Auch Gerhold hatte sich mit dem Personal so weit angefreundet, daß er dadurch schon einiges in Erfahrung gebracht hatte, was Brownen betraf.

So hatte der seine »Versorger« wissen lassen, daß er an einer Arbeit

schreibe, die für ihn sehr wichtig sei und er jede Minute nutzen wolle. Deshalb habe er sich in diesem einsamen Hotel einquartiert, weil er glaubte, hier am besten arbeiten zu können.

Bannister hatte einen Flirt mit dem Zimmermädchen angefangen, das im Haus angestellt war und heute seinen freien Tag hatte.

Diesem Mädchen hatte er versprochen, sich mit ihm am Abend in einer Dorfbodega zum Fischessen zu treffen.

Juanita Ramon, schwarzhaarig, glutäugig, an eine Zigeunerin erinnernd, war ein Mädchen, das es dem Agenten nicht schwer gemacht hatte, sie kennenzulernen. Durch sie hoffte Bannister, mehr zu erfahren.

Juanita war die einzige, die Joe Brownen während der letzten Woche praktisch Tag für Tag gesehen hatte, die ihm das Zimmer aufräumte und genau berichten konnte, was sich hinter der Tür wirklich abspielte.

Der CIA-Agent durchquerte das Lokal, das im maurischen Stil eingerichtet war. Die dunklen Möbel hoben sich von den groben, weißgekalkten Wänden in scharfem Kontrast ab und kamen so am besten zur Wirkung.

Im Kamin prasselte das Feuer, und drei Gäste aus dem Dorf saßen abseits in einer schummrigen Ecke bei einer Flasche spanischem Rotwein. Sie hatten einen Teller mit aufgespießten und gefüllten Oliven vor sich stehen.

Bevor Bannister das Hotel verließ, vergewisserte er sich mit einem unmerklichen Blick in die Runde, ob dieser Joe Brownen, von dem er ein Bild in der Brieftasche hatte, nicht vielleicht doch heute abend zufällig im Lokal saß.

Doch er war nirgends zu sehen…

Der Agent kam aus dem »Hotel Cordoba«, überquerte die felsige Terrasse, dann die steinerne Brücke über die Schlucht, um sich vom Parkplatz seinen Wagen zu holen.

Der Ford-Mustang rollte wenig später die steile, gewundene Strecke ins Dorf hinunter, und Bannister fuhr absichtlich im Schrittempo, weil er befürchtete, daß bei Gegenverkehr eine prekäre Situation entstand. Die Straße war kaum breit genug, um zwei Fahrzeuge aneinander vorbeizulassen. An beiden Seiten erhoben sich schroffe, kahle Felswände, an denen lange Kratzer und Lackspuren bewiesen, daß es hier manchmal hart auf hart ging.

Doch ohne daß ihm jemand entgegenkam, erreichte Bannister den verwinkelten, düsteren Stadtkern mit dem holprigen Pflaster. Er meinte, durch ein Schlagloch nach dem anderen zu fahren.

Das Lokal, wo er sich mit Juanita treffen wollte, kannte er.

Zwei matte Laternen standen davor, und das Licht war trüb, weil die Scheiben so verschmutzt waren, daß sie die Helligkeit kaum noch

durchließen.

Aus dem Schatten des gegenüberliegenden Hauses löste sich in diesem Augenblick eine Gestalt.

Es war das langbeinige, schwarzhaarige Zimmermädchen aus dem »Hotel Cordoba«, das eine grobgestrickte Stola um die Schultern geschlungen hatte und sich mit zwei schnellen Schritten der Tür zur Fahrerseite näherte.

Bannister kurbelte das Fenster herunter. »Was ist denn los?« fragte er sofort. Es entging ihm nicht, daß Juanita einen nervösen Eindruck machte. »Ich denke, wir treffen uns dort im Lokal. Ich wollte den Wagen gerade in einer Seitenstraße abstellen…«

Sie blickte sich nervös nach allen Seiten um. »Das geht nicht«, wisperte sie rasch. »Es ist etwas dazwischen gekommen. Wir können uns nicht treffen. Nicht hier! Mach' mir bitte drüben die Tür auf.«

Ohne sich weiter zu erklären, lief sie um die Kühlerhaube des Fahrzeuges herum, und James Bannister alias Hans Gerhold beugte sich zur Seite, um die Tür zu öffnen.

Juanita huschte sofort auf den Sitz neben ihm und zog die Tür ins Schloß. »Fahr' los«, bat sie flüsternd. »Damit niemand etwas merkt…«

»Was ist denn los? Warum bist du so aufgeregt?«

»Luis ist in der Stadt.«

»Wer ist Luis?«

»Ein alter Freund von mir… wir waren mal verlobt…«

»Und was hat das mit unserem Essen in der Wirtschaft dort hinten zu tun?«

Sie seufzte. »Zwischen Luis und mir – das war mal ziemlich ernst, verstehst du? Dann hat Luis vor drei Jahren plötzlich das Dorf verlassen, um sich nach Arbeit in Valencia oder Barcelona umzusehen.«

»Hast du die Verlobung gelöst, habt ihr euch im Streit getrennt?« wollte Bannister wissen.

»Wir haben gestritten. Das war der Grund, weshalb Luis das Dorf verließ. Er hat nie wieder etwas von sich hören lassen. Er hat nicht mal geschrieben. Nun ist er – wie ein Blitz aus heiterem Himmel – heute nachmittag plötzlich wieder hier aufgetaucht und wollte mich unbedingt sehen. Ich habe mich verleugnen lassen, weil ich nicht wußte, wie ich die Situation am besten meistern konnte. Du mußt verstehen, daß ich mich heute abend unmöglich im Dorf sehen lassen kann, vor allen Dingen nicht da, wo Menschen zusammenkommen. Luis würde mir eine Szene machen.«

Der Agent lachte. »Das kann ich nicht verstehen. Ihr Spanier seid merkwürdige Menschen. Mit eurer Mentalität… da komm' ich nicht mit. Wie kann er dir eine Szene machen, wenn er nicht mehr das Geringste mit dir zu tun hat, Juanita?«

»Er ist eben so. Er ist unberechenbar. Streitsüchtig und jähzornig. Das hat mir damals die Trennung von ihm leicht gemacht. Wahrscheinlich denkt er, daß drei Jahre Zeit genug sind, um alles zu vergessen, was hinter uns liegt. Aber ich denke nicht so. Ich kann mir nicht vorstellen, daß drei Jahre gereicht haben, um ihn zu verändern. Es hat lange gedauert, bis ich ihn wirklich kennengelernt habe. Erst nachdem er praktisch fort war, wurde mir bewußt, daß eine Ehe mit uns beiden nie gut gegangen wäre. Aber mit all diesem Kram möchte ich dich nicht langweilen, Hans. Wir fahren raus aus dem Dorf. Ich kenne da – ein bißchen abseits – ein anderes, schönes Fischerlokal, wo wir in Ruhe essen können und ich nicht befürchten muß, daß Luis vielleicht – möglicherweise noch angetrunken – auftaucht und einen Streit vom Zaun bricht. Bist du damit einverstanden?«

»Aber selbstverständlich. Mir ist es egal, wo wir essen. Die Hauptsache, es schmeckt. Und vor allen Dingen – du bist dabei«, raspelte er gekonnt Süßholz.

Sie lächelte verträumt, wurde aber plötzlich wieder ernst. »Ich hoffe nur, wir kommen auch da hin, wie ich mir's vorstelle«, sagte sie rätselhaft.

»Wie meinst du das?«

»Von hier aus gibt es praktisch nur eine einzige Zufahrt, um an unser Ziel zu gelangen. Es hat aber in den letzten Tagen stark geregnet, und das bedeutet, daß der Fluß angeschwollen, möglicherweise sogar über die Ufer getreten ist. Es führt nur eine einzige, aus dicken Bohlen bestehende Brücke hinüber. Hoffentlich ist sie benutzbar…«

»Wir werden es ja sehen. Sag' mir bitte den Weg, damit ich weiß, wohin ich fahren muß.«

Das Mädchen an seiner Seite gab ihm die gewünschten Anweisungen.

Wenig später verließen sie die holprige Pflasterstraße des Dorfes, um auf einen noch schlechteren Pfad zu kommen, der eine Zeitlang direkt am Meer entlangführte und dann etwas landeinwärts abwich.

Es ging leicht bergab, und links und rechts der Fahrbahn zeigten sich dunkle, zerklüftete Felsen, die in der Finsternis seltsam bedrohlich wirkten.

Weit und breit gab es in dieser öden Landschaft außer den Scheinwerfern des Fahrzeugs keine weitere Lichtquelle.

Das monotone Brummen des Motors erfüllte den Innenraum des Wagens.

Bannister saß bequem in den weichen Sitzen zurückgelehnt und fuhr nicht sonderlich schnell. Er ließ den Wagen gerade über die nicht sehr vorteilhafte Straße rollen.

Mit der Rechten tastete er nach dem neben ihm sitzenden Mädchen

und streichelte zärtlich ihre Haare. Juanita lächelte und schmiegte sich an seine Hand.

Sie rutschten ein wenig näher und küßten sich in dem dunklen Auto.

»Wir sind bald da«, wisperte Juanita.

»Ich hab's gar nicht mehr so eilig«, entgegnete Bannister auf ihre Worte. »Es ist nett, mit dir auf diese Weise spazierenzufahren. Eigentlich ist es ganz gut, daß dein Ex-Verlobter hier unerwartet auftauchte. Auf diese Weise kommen wir noch zu einem Vergnügen, das wir uns möglicherweise sonst nicht gegönnt hätten…« Er lächelte seine Partnerin geheimnisvoll an.

Nach weiteren fünf Fahrminuten machte die schmale, mit Schlaglöchern übersäte Straße eine scharfe Kurve nach links, und der Weg führte wieder bergab in ein Tal, das genau zwischen den Bergen lag.

»Das da vorn – ist Meronja«, erklärte Juanita.

Sie meinte damit das düstere Dorf, in dem die Serpentinen-Straße mündete.

Die Scheinwerfer erfaßten die ersten dunklen Häuser. Die Fassaden sahen blatternarbig aus, und es gab daran kein ganzes Fenster mehr. Die leeren Fensterhöhlen starrten sie an wie tote, glanzlose Augen.

»Was ist denn hier passiert?!« entfuhr es dem CIA-Agenten.

»Meronja ist seit mehr als fünfzig Jahren nicht mehr bewohnt«, erfuhr er. »Das Dorf besteht nur aus sieben oder acht Häusern, sie waren von Bauern und Fischern bewohnt. Die Jungen zogen in die Stadt, und die Alten starben. Keiner kümmerte sich mehr um das, was hier zurückblieb. Wind und Wetter nagten an den Steinen, und so ist Meronja zu einem toten Dorf geworden. Da vorn am Ende der Straße mußt du aufpassen. Gleich an der anderen Seite des Dorfes befindet sich die Brücke. Sie ist nicht mehr als ein breiter, hölzerner Pfad und wurde im Lauf der Jahre schon mehr als einmal nach heftigen Regenfällen einfach fortgespült. Da dies jedoch hier die einzige Straße ist, die das Nachbardorf mit unserem Ort verbindet, wurde die Brücke – ebenso primitiv wie eh und je – immer wieder neu errichtet, bis die nächsten Regenfälle kamen…«

Bannister fuhr mitten durch die schmale, schlammige Dorfstraße, als er plötzlich auf die Bremsen trat und den Ford-Mustang zum Stehen brachte.

»Was ist denn los?« fragte Juanita erschrocken.

»Ich habe etwas gesehen…« Mit diesen Worten wandte der Mann an ihrer Seite den Kopf und blickte auf die Straße, hinüber in eine Seitengasse, die genau zwischen den dunklen, zerfallenden Häuserwänden irgendwo im Nichts verschwand. »Da war etwas, Juanita.«

»Das ist unmöglich. Hier lebt niemand mehr.«

»Ich habe auch nicht von einem Menschen gesprochen. Es war – größer!«

»Ein Pferd?«

Der Mann zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht, aber es interessiert mich. Dieser Ort hat etwas Gespenstiges an sich. Ich liebe eine solche Atmosphäre…«

Er öffnete das Fenster und sprang nach draußen.

»Was hast du vor, Hans?«

Der Gefragte griff nach seinem Mantel auf dem Hintersitz, schlüpfte hinein und schlug den Kragen hoch. Die Luft war kühl, der Wind vom Meer her jedoch kaum mehr zu spüren, da die dazwischen liegenden Berge Schutz boten.

»Mir das ansehen, was sich da in dem Haus verbirgt«, antwortete er. »Für ein Pferd kam mir dieser Schatten reichlich komisch vor. Er war zwar groß – aber die Form eines Pferdes hatte er nicht. Hier gibt's noch etwas anderes. Vielleicht etwas, was die Bewohner seinerzeit veranlaßt hat, das Dorf Meronja zu verlassen, Juanita. Wer weiß, vielleicht sind wir auf ein Geheimnis gestoßen, von dem auch du bisher keine Ahnung hattest…«

Er meinte das Ganze eigentlich sehr heiter, fühlte sich innerlich aber gar nicht so. Was er wahrgenommen hatte, irritierte ihn wirklich. Die ganze Wahrheit hatte er seiner Begleiterin nicht gesagt, die er im Auto zu bleiben und auf seine Rückkehr zu warten bat.

Der Schatten, den der CIA-Agent gesehen hatte, hatte mit dem eines Pferdes so viel gemeinsam wie mit dem eines Vogels.

Der Eindruck war nur flüchtig gewesen, doch Bannister hatte in seinem nicht alltäglichen Beruf gelernt, auch flüchtige Eindrücke zu registrieren und zu verarbeiten.

Das, was er gesehen zu haben glaubte, kam ihm zwar mehr als merkwürdig vor, doch er konnte es nicht ändern.

Die Form paßte zu einem einzigen Lebewesen – zu einer riesigen schwarzen Spinne, die ihn entfernt an Tarantula erinnerte…

*

Sie konnten ihr Gegenüber nicht genau wahrnehmen.

Es war eine helle Fläche, so klar und rein, daß es Björn Hellmark und Carminia schwerfiel, die Augen zu offnen und in das Licht zu sehen.

Carminia Brado schloß geblendet die Augen und tastete nach Björns Arm, den sie heftig drückte. »Was ist das, Björn?« flüsterte sie erregt.

»Wenn ich's wüßte, Schoko, würde ich dir's sagen. Es scheint, als

wäre die Sonne aufgegangen…« scherzte er.

Eigenartigerweise fühlten beide trotz der seltsamen Lichterscheinung nicht die geringste Furcht. Nicht hier unten in diesem magischen Garten, dessen Entdeckung ihnen bisher nachweislich nur Gutes gebracht hatte.

Hellmark versuchte mit einem Schritt zur Seite aus dem Lichtkreis zu treten. Doch der Schein folgte ihm nach wie ein Schatten.

»Eure Gedanken sind mit meinen vereint«, ertönte da die dunkle, angenehme Stimme aus der Lichterscheinung.

Björn Hellmark öffnete einen Spaltbreit die Augen, schloß sie jedoch sofort wieder. Er hatte das Gefühl, in eine glühende, riesige Sonne zu blicken, die ihn intensiv blendete.

Es war ausgeschlossen, Umriß oder sonst etwas von dem wahrzunehmen, was sich außer ihnen hier in den Gärten des Hestus aufhielt.

»Ihr braucht keine Furcht zu haben. Ihr seid guten Willens, seid Gerechte, die als Freunde hierherkamen. Eure Absicht, den Spiegel an einen anderen Ort zu bringen, wo er euch mehr Nutzen bringen kann, ist richtig und löst einen Impuls aus, der – aus eurer Sicht gesehen – viele Jahrtausende auf seine Mitteilung warten mußte. Ihr nehmt eine Botschaft wahr, die noch existieren wird, wenn ich nicht mehr in meiner natürlichen Form sein werde. Ich bin Hestus, der Herr dieser Gärten…«

*

Es war Hestus' Geist, der ihnen als Lichterscheinung gegenüberstand.

Durch ihn erfuhren sie, was Hestus seinerzeit als letzter seines Volkes hinterlassen hatte und welche Gedanken er hegte, um einst in einer fernen Zukunft sein Vermächtnis an diejenigen weiterzugeben, die etwas damit anzufangen wüßten.

Hestus teilte ihnen in der Botschaft mit, daß der Augenblick der Entscheidung gekommen sei. Was Carminia und Björn gefühlt hatten, wurde ihnen durch die Stimme eines Mannes bestätigt, der seit rund zwanzigtausend Jahren tot war und doch lebte, dessen Geist die Zeiten überdauert hatte.

Hestus' Geist war nicht nur als Bote in diesem Bereich enthalten – er konnte reagieren auf Dinge, die im Augenblick für Björn und Carminia bedeutungsvoll waren, Dinge, die sie mit Sorgen erfüllten oder mit Fragen beschäftigten.

»Der Spiegel ist für euch bereit«, fuhr die sanfte, angenehme Stimme des Hestus zu sprechen dort.

Carminia Brado war ganz Ohr. Mehr als einmal versuchte auch sie

ihre Augen zu öffnen, um wenigstens einen Umriß des Sprechers wahrzunehmen.

Erregung hatte sie gepackt und eine seltsame Sehnsucht, jenen Unbekannten zu sehen, der doch eigentlich kein Unbekannter für sie sein durfte. Dieser Mann, der da sprach, war niemand anders als Loanas Vater, damit *ihr* Vater. In ihrem ersten Leben war sie Loana gewesen und Hestus ihr Vater. Dann war sie mehr als zwanzig Jahrtausende später in einem anderen Land als Carminia Brado wiedergeboren worden, als Kind anderer Eltern, ohne von ihrem Dasein auch nur eine Spur zu ahnen.

Diese Kenntnisse waren erst gekommen, als die Ereignisse um Kh'or Shan nie alle in ihren Bann zogen. »Nur wenn die rechtmäßigen Erben kommen, ist es möglich, diesen Kommentar, diese Worte zu hören«, fuhr Hestus unbeirrt fort. »Und nur sie sind auch imstande zu demontieren, was der Geist schuf. Der Spiegel enthält tausend mal tausend Wege, um Stellen aufzusuchen, wo Gefahren drohen, wo sie eliminiert werden können. Dies bedeutet nicht, daß für denjenigen, der sich dieser Gefahr aussetzt, die Bedrohung beseitigt ist. Im Gegenteil! Er gerät mitten in sie hinein. Dies ist das hervorstechende Merkmal jenes Gebildes, das meinen Vertrauten und mir Glück und Hoffnung gab – aber auch viel Unheil. Das eine wird ohne das andere nie sein. In der belebten Welt wird das Spiel von Kräften und Gegenkräften immer vorhanden und nie ganz auszuschalten sein. Wo es Vorteile gibt, gibt es auch Nachteile. Auf diese Schwäche des Spiegels muß ich euch aufmerksam machen. Auf diese Weise habe ich viele Helfer verloren, aber wurden auch den finsteren Mächten, den Geistern und Dämonen, den Schergen aus den Reihen Rha-Ta-N'mys empfindliche Verluste zugefügt. Diese Botschaft wird nur freigesetzt durch das Erscheinen zweier Personen, die in meiner Zeit ihr Möglichstes taten, das Böse einzudämmen und den Kampf aufzunehmen gegen die Feinde des Lebens, gegen die, die guten Willens sind. Das war Kaphoon, der Namenlose, der Sohn des ›Toten Gottes‹, und Loana, meine innigstgeliebte Tochter, deren Leben nicht die gewünschte Erfüllung fand, weil sie die Kraft, gegen die sie antrat, unterschätzte. Aber es wird einen neuen Morgen und ein neues Leben geben. Für beide. So haben die Weisen prophezeit, und es gibt keinen Grund, an ihren Worten zu zweifeln.

Wenn ihr hier steht und meine Worte vernehmt, ist der Zeitpunkt gekommen, wo im Kampf zwischen Mensch und Dämon, Mensch und Mensch eine neue Ära anbricht. Die Gefahr eines Krieges unter dem Volk war nie größer als im Augenblick. Die Grenzen und die geheimen Raketenbasen gleichen waffenstarrenden Festungen. Als Hestus dieser Gärten hatte ich nicht nur die Möglichkeit, einen Blick in die ferne Vergangenheit zu werfen, die Gegenwart zu erkennen – sondern auch

einen Blick in die Zukunft zu tun. In die Zukunft der Dämonen und Menschen. Und die Dämonen sind nicht nur allein verantwortlich zu machen für die Geschicke der Völker. Die Menschen sind es selbst, die den Nährboden bilden, damit das Böse Wurzeln schlagen kann. Auch hier ist viel zu tun. Mit Hilfe des Spiegels, den der Geist der letzten, die einst hier im Garten mit Frohsinn und Glückseligkeit erfüllt waren, schuf, soll es auch möglich sein, die Verantwortlichen der Welt aufzusuchen und sie über die prekäre Lage in vielen Ländern aufmerksam zu machen. Nur ihr, die ihr aus jener Zeit stammt, die angebrochen sein wird, wenn diese Nachricht euch erreicht, könnt entscheiden, ob ein Teil von dem, was ich hier sage, Wirklichkeit oder reine Phantasie ist…«

Unwillkürlich hatten Hellmark und Carminia Brado den Atem angehalten, als die Sprache auf eine Zeit kam, die Hestus eigentlich gar nicht kennen konnte.

Es war erstaunlich, mit welch knappen, aber treffenden Worten er die Situation umriß, in der sich das Menschengeschlecht befand.

Die Uneinigkeit untereinander war größer geworden als je zuvor, obwohl die Politiker sich scheinbar bemühten, die Menschen einander näherzubringen. Noch immer klafften gewaltige Abgründe zwischen reich und arm, zwischen den Völkern, die einen hochtechnisierten Stand aufwiesen und jenen, die sich am Existenzminimum befanden.

Das Mißtrauen zwischen den Völkern, zwischen den Mächten war in all den Jahrhunderten nicht kleiner, sonder größer geworden. Zahllose Kriege waren der heutigen Zeit vorausgegangen, und alles deutete darauf hin, daß der Ausbruch eines neuen Krieges, wie die Erde ihn noch nie erlebt hat, nur noch eine Frage der Zeit war.

Diese Zeit hatte Hestus, ein weiser Herrscher auf einsamem Kontinent, der vor mehr als zwanzigtausend Jahren existierte, schon vorausgesehen.

Er sprach von »Raketenbasen« und »waffenstarrenden Festungen«… Alles Begriffe, die es eigentlich zu seiner Zeit in dieser Form noch nicht gegeben hat.

»Der Spiegel gehört euch«, machte sich Hestus noch mal bemerkbar. »Bedient euch seiner, so oft ihr in der Lage dazu seid, und lernt mit ihm umzugehen. Er wird als Instrument für euch unentbehrlich und wichtig sein, euch aber nicht die Entscheidungen und Abenteuer abnehmen, die gerade durch ihn provoziert werden. Wenn dieser Spiegel in die Hände der rechtmäßigen Erben gelangt, sind mehr als zwanzig Jahrtausende vergangen. So haben es die Weisen prophezeit. Davon gehe ich aus und muß warnend hinzufügen: In zwanzigtausend Jahren kann sich manches verändern, auch wenn die Dinge noch so genau bedacht und gelöst wurden. Der reife Geist verantwortungsbewußter Geschöpfe dieses Gartens hat den Spiegel

geschaffen. Es ist keine Sekunde daran zu zweifeln, daß die finsteren Mächte alles daransetzen werden, diesen Ort hier zu erreichen, den Spiegel zu verändern oder gar zu zerstören. Wir haben – so glaube ich jedenfalls – das Für und Wider abgewogen und alle Sicherungen eingebaut, um einen solchen Fall zu verhindern. Dennoch kann der Spiegel sich selbst infolge seiner Substanz verändert haben, und es ist nicht sicher, ob alle Segmente noch so hundertprozentig funktionieren, wie sie geplant waren. Der Spiegel ist trotz seiner Größe ein feines, diffiziles Instrument, gesponnen aus den Fäden des Geistes, die in ihrem Zusammenwirken im Lauf einer langen Zeit auch Veränderungen und Schwankungen unterliegen können. Dies muß ich euch sagen, davor muß ich euch warnen. Viel konnten auch wir durch unsere Schau in die Zukunft erkennen – aber nicht alles sehen, was wir gern gesehen hätten. So ist das, was ich euch übergeben kann, immer noch etwas Unvollkommenes, weil Menschen es schufen. In vielen Jahrtausenden können sich Bedingungen für die Dämonen ebenso verändert haben wir für die Menschen. Im großen Zusammenspiel der Kräfte können sich entscheidende Faktoren geändert haben. Wie sich das auf die einzelnen Segmente und ›Stationen‹, die durch diese Segmente in allen Teilen der belebten Welt der dritten Dimension – und nur dieser! – auswirkt, das blieb uns seinerzeit recht undurchsichtig, und ich kann darüber keine verbindliche Aussage machen. Ich wünsche euch Glück. Glück, mit dem Spiegel des Geistes, der wie ein großes Empfangsinstrument zu sehen und in der Lage ist, gefährliche, tödliche Situationen für einzelne, für Gruppen, für ganze Völker aufzuspüren und denjenigen, der helfen kann, helfen will, dorthin zu versetzen. Hestus wünscht euch Glück! Euch beiden – Kaphoon und Loana, die ihr in einem zweiten Leben wieder vereint sein werdet…«

Die klare, angenehme Stimme verhallte.

Björn Hellmark und Carminia Brado öffneten fast zur gleichen Zeit die Augen, als sie hinter geschlossenen Lidern feststellten, daß mit dem Verstummen der Stimme auch die Intensität des Lichtes nachließ.

Die vergehende Helligkeit ermöglichte ihnen im letzten Augenblick, doch noch die Konturen der Gestalt wahrzunehmen, die in einem alles überstrahlenden Licht eben noch eingetaucht war.

Björn und Carminia registrierten die Umrisse einer Gestalt, die mindestens zwei Meter große war, an der jedoch jetzt deutlich Arme, Beine, Hals und Kopf auszumachen waren.

Die Sinnesorgane kamen nicht zum Vorschein, bestanden nur aus einem hellen, pulsierenden Licht, das immer mehr verwischte, langsam verblaßte und schließlich vollkommen verschwand.

Einige Sekunden standen Hellmark und Carminia Brado noch unbeweglich an ihrem Platz und mußten die Dinge, die sie gehört und

gesehen hatten, erst verdauen. Sie schienen sie in sich nachwirken zu lassen.

»Nun denn«, sagte Björn unvermittelt und machte sich auf den Weg, die letzten Schritte zu dem rätselhaften Geistspiegel zurückzulegen. »Nachdem man uns mit bester Absicht etwas aus der Vergangenheit als Erbe vermacht hat, was wir lange Zeit in unserem ersten Leben nicht nutzen konnten, ist es an der Zeit, so schnell wie möglich auch damit zu beginnen…«

Er umrundete die große, runde, etwa zehn Meter durchmessende Fläche nachdenklich und blickte herab auf die zartschimmernden Flächen, in denen die winzigen Segmente ihn in etwa an ein Sieb erinnerten, dessen Löcher jedoch nicht durchgestanzt waren.

»Wenn man das so sieht, dann will man kaum glauben, daß ein Mensch diese Segmente wirklich passieren kann«, fuhr Björn nachdenklich fort, das Gebilde aufmerksam mit seinen Sinnen aufnehmend, als müsse er sich jede Einzelheit genau einprägen. »Aber schließlich weiß ich durch dich, durch Pepe und. Jim, daß es euch allen drei gelungen ist, die Fläche ohne den geringsten Schaden zu durchstoßen und an eine Stelle getragen zu werden, an die ihr euch praktisch gewünscht habt, und das macht diesen Spiegel so wertvoll…«

Carminia sah dem Gesicht des geliebten Mannes an, daß etwas Bestimmtes ihn beschäftigte.

Hellmark ging in die Hocke, beugte sich nach vorn und tastete mit der Rechten auf die graue, mattschimmernde Fläche, die sich warm, wie durchblutet, anfühlte.

»Es ist eigentlich unvorstellbar, wenn man bedenkt, daß man sich einfach nur in diese Fläche werfen muß und dann untertaucht wie in einem See. Nur mit einem Unterschied: Die ursprüngliche Struktur des Körpers wird gasförmig und dan praktisch von einem bestimmten Segment, das man angesteuert oder sich gewünscht hat, hineingezogen…«

Er sagte die Dinge wie im Selbstgespräch vor sich hin.

Carminia tauchte neben ihm auf. »Genauso ist es.«

Björn tastete noch immer die graue, warme Fläche ab und fühlte sich von dem geheimnisvollen Gespinst wie magisch angezogen. »Bevor man anderen etwas zumutet, sollte man eigentlich sich selbst einen Eindruck von der Sache verschafft haben«, sagte er leise. »Alle Vorgänge, die hinter uns liegen, lassen den Schluß zu, daß mein ärgster Feind, Molochos, angeblich in die Welt, wie sie heute ist, zurückkehren soll. In der dunklen Stadt, die aus glühenden Lavaströmen im Norden des wiederaufgetauchten Xantilons erstand, war seine Ankunft prophezeit. Aber ob die Prophezeiung der Wirklichkeit entsprach, wage ich zu bezweifeln. Vielleicht war das

alles nur ein Trick zur Irreführung, und der Dämonenfürst hat einen ganz anderen Weg eingeschlagen. Das jedenfalls sähe ihm ähnlich… Wenn es dem höchsten der schwarzen Priester tatsächlich gelungen ist, in unserer Welt Fuß zu fassen, dann gäbe es für mich keinen Grund, auch nur eine Sekunde länger zu zögern, nicht dort zu sein, wo er ist oder sein könnte…«

Der Gedanke war stark.

Und die geistigen Kräfte, die den Spiegel formten und mit immenser Gewalt vorhanden waren, vereinten sich mit Hellmarks großem Wunsch. Diese Vereinigung der geistigen Kräfte war es, die alles in die Wege leitete. Blitzschnell…

Hier erwies sich, daß nichts gewaltiger war als der Geist, auf den auch der Ursprung des gesamten Universums zurückging. Vor dem Geist war nichts gewesen, nach dem Geist alles…

Hellmark wurde wie von einer riesigen, gewaltigen Faust nach vorn geschmettert.

Eigentlich wollte er die Bewegung nicht, doch er konnte ihr nichts mehr entgegensetzen.

Der Wunsch in seinem Bewußtsein und seinem Unterbewußtsein hatte schon so stark von ihm Besitz ergriffen, hatte sich so intensiv mit den unsichtbaren, hier wirkenden Kräften verbunden, daß es kein Zurück mehr für ihn gab.

Björn Hellmark rutschte schräg über das große Segment, und im gleichen Augenblick verformte sich sein Körper zu einem kometenschweifähnlichen Gebilde, das sich blitzschnell um sich selbst drehte.

Hellmarks ursprünglicher Körper bestand nicht mehr, wohl aber noch sein Bewußtsein, das alles mitbekam, dem nichts entging.

»Björn!« gellte der Schrei über Carminias Lippen. »Vorsicht! Nicht… dir fehlt das Amulett. Du kannst nicht mehr zurück.«

Hellmarks Geist registrierte ihre Zurufe nicht mehr.

Er war hineingeraten in dumpfes Brausen, das ihn vollkommen einhüllte und aus dem er nicht mehr emportauchen konnte.

Carminia sah, wie der Nebelstreif, zu dem Björn geworden war, in einer der winzigen von vielen hunderttausend Mulden verschwand wie in einem feinen Stäbchen, in das jemand Luft durchzog.

Dann war Hellmark nicht mehr zu sehen…

Für ihn eröffnete sich jedoch in diesem Moment eine andere Welt.

Blitzartig hörte die Bewegung durch das Nichts auf, die weniger schmerzhaft und benommen erfolgte als mancher Übergang in eine andere Dimension, den er schon hinter sich hatte.

Dunkelheit umgab ihn, in die er im wahrsten Sinn des Wortes federnd glitt.

Er hatte das Gefühl, auf einem Trampolin anzukommen und

versuchte, die wippende Bewegung durch eigene Kräfte auszusteuern.

Da stellte er fest, daß es ihm nicht mehr gelang, Arme und Beine so zu bewegen, wie er es gern wollte.

Er hing fest! Er klebte in einem gewaltigen, unbeschreiblichen Netz inmitten eines dunklen, fensterlosen Raums, in dem die riesigen, rundum gespannten Fäden wie die eines Spinnennetzes ihn festhielten.

Siedendheiß überlief es Björn Hellmark.

»Das hat man nun davon«, knurrte er, eine Fluch zwischen den Zähnen zerdrückend. »Manchmal sollte man eben nicht zu voreilig sein…«

Er erkannte den Fehler, den er begangen hatte, genau. Diesen Selbstversuch hätte er unter anderen Vorzeichen machen müssen.

Doch nun war es zu spät, den Fehler wieder gutzumachen. Er hatte nicht geglaubt, daß die geistigen Kräfte im Innern des Spiegels so schnell auf seine eigenen ansprechen würden.

Seine Sinne waren sofort da, und er ahnte, daß er sich momentan in höchster Gefahr befand, weil er sich sicher an jenem Ort aufhielt, wo Molochos in diesen Sekunden tatsächlich anwesend war oder jeden Augenblick auftauchen konnte.

Hellmark reagierte unverzüglich.

Wenn es ihm mit seinem Originalkörper nicht gelang, sich aus den gewaltigen, klebrigen Fäden des Netzes zu befreien, dann mit Macabros, seinem Doppelkörper, dem solche Situationen zum Glück nichts anhaben konnten.

Doch welch ein Schreck… hier ging's nicht!

Das Netz, in dem er lag, schien augenblicklich die Kräfte, die er eben noch spürte, in sich aufzusaugen, machte in schlapp und hilflos, so daß er dalag und nicht imstande war, seinen hilfreichen Zweitkörper in dieser gräßlichen Situation als Hilfsmittel zu benutzen.

*

Juanita sah dem Mann nach, der glaubte, zwischen den kahl aufragenden Häuserfassaden eine schattenhafte Bewegung wahrgenommen zu haben.

Sie selbst starrte in die Dunkelheit zwischen den Hauswänden, erblickte jedoch nur Hans Gerhold, der langsam und aufmerksam sich Meter für Meter von seinem Fahrzeug entfernte.

Der CIA-Agent war einzige, gespannte Aufmerksamkeit. Bannister alias Gerhold beobachtete seine Umgebung genau, ging dann auf das erste der etwas nach vorn stehenden Häuser zu und warf einen Blick durch das leere Fensterloch in das Innere des von Wind und Wetter in Mitleidenschaft gezogenen Hauses. Ein Dach gab es nicht mehr.

Der Amerikaner ließ seine Taschenlampe aufflammen, und der

breite, grelle Lichtstrahl wanderte über die kahlen, mit Moos und Schimmel bewachsenen Wände, über die morschen, hölzernen Türrahmen, um die herum Verputz und Steine abgebröckelt waren, als hätte sich das Gebiß großer Nager hineingefressen.

Und Nager gab es auch!

Ratten…

Kaninchengroße Tiere hockten in den Ecken und ließen sich auch vom Licht der Taschenlampe nicht vertreiben.

Sie quiekten und starrten in die Helligkeit, als könnten sie den Mann dahinter erkennen.

Bannisters Augen verengten sich.

Konnte es sein, daß er eine Ratte gesehen hatte?

Nein – ausgeschlossen! Er verwarf den Gedanken ebenso schnell wieder, wie er ihm gekommen war.

Der Schatten, den er wahrgenommen hatte, war größer gewesen… Davon ließ er sich nicht abbringen.

Die Unruhe in Bannister wuchs. Obwohl er sich sagte, daß er sich ebenso gut getäuscht haben konnte. Schließlich war das, was er gesehen zu haben glaubte, etwas nicht Alltägliches.

Der Mann ging weiter in die schmale Gasse und erreichte jene Stelle, wo der riesige Schatten vorhin sich bewegt hatte.

Seltsamerweise stieß er nun auf keine Spuren, die diesen Schatten irgendwie erklärt hätten.

Doch!

Da war etwas…

Deutliche Schleifspuren auf dem schmierigen Kopfsteinpflaster. Die Fährte lief quer an dem Haus entlang und verschwand in einer dunklen Seitengasse.

Bannister folgte diesem Weg.

Er kam an einem Schuppen vorbei, der nur noch ein Trümmergrundstück darstellte. Die Straße führte etwas bergab und mündete in die Felsen, die den Ort vom Meer trennten.

Bannister ging immer weiter.

Dann hörte er ein Geräusch. Es kam hinter einem der Felsen hervor.

Auf Zehenspitzen schlich der Agent geduckt an den Felsklötzen entlang, um herauszufinden, was es mit den seltsamen Geräuschen in der Nacht und den Schatten auf sich hätte.

Er kam um den Felsen herum, blickte in einen düsteren, von Steinen übersäten Kessel und meinte, seinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Was er da sah, verschlug ihm den Atem und ließ ihm die Wirklichkeit traumhaft erscheinen.

Zwischen den Steinen sah er mehrere riesige Spinnen, deren

dunkle Leiber sich kaum vom Boden oder den sie umgebenden Felsen abhoben.

Die riesigen Schnäbel wirkten so fremd, so erschreckend auf ihn, daß er meinte, auf geheimnisvolle Weise auf einen anderen, fremden Stern versetzt worden zu sein und sich nun mitten unter schaurig anzusehenden Geschöpfen zu befinden.

Weit vorn in der Dunkelheit war die Verengung des Talkessels mehr zu ahnen, denn zu sehen.

Und von dort – kamen weitere Spinnen.

Dann sah Bannister noch etwas…

Die riesigen, schwarzen Tiere mit den chitingepanzerten Leibern waren gar nicht allein, und es gab nicht nur ihre Art, die sich hier in der Finsternis des ausgestorbenen Dorfes versammelte.

Auf den Spinnen – saßen unheimliche Menschen…

Menschen?

Im gleichen Augenblick verbesserte er sich schon wieder selbst.

Solche Menschen gab es auf der ganzen Erde nicht.

Sie waren schmal, wirkten zerbrechlich und schienen irgendwie mit den schwarzen, kugeligen Spinnenleibern verwachsen.

Wie Ritter hockten sie darauf, mit dünnen Beinen, dünnen Armen und hielten etwas in der Hand.

James Bannister mußte zweimal hinsehen, ehe er erkannte, um was es sich handelte.

Die Tiere waren regelrecht aufgezäumt und in ihren weißen, knöchernen, rechten Händen hielten die kahlköpfigen, fahlen Gestalten das Zaumzeug.

Damit steuerten sie die unheimlichen Spinnen, deren vogelartige Schnäbel aufgerissen waren und gewaltige Zahnreihen zeigten.

Narrte ihn ein Spuk? War er betrunken?

Er hatte doch heute abend nicht mehr als einen einzigen Whisky nach dem Essen zu sich genommen. Und der konnte kaum eine derartige, verheerende Wirkung zeigen…

Bannister verhielt sich mucksmäuschenstill und wagte kaum zu atmen.

Wenn er das erzählte, was er hier sah – es würde ihm kein Mensch glauben!

Der Blickwinkel, aus dem er die Szene in sich aufnahm, behagte ihm nicht so recht. Er wollte unbedingt näher heran, um noch mehr zu sehen.

Die Tatsache der Anwesenheit der Spinnenritter beschäftigte sein ganzes Denken, und in seinem Hirn hatte nichts anderes mehr Platz.

Vergessen war die Anwesenheit Joe Brownens im »Hotel Cordoba«, vergessen war Juanita, die einige hundert Meter weiter auf der Straße auf ihn wartete und nicht ahnte, was dem Mann hier begegnete.

Wurde er Zeuge einer Invasion aus dem Weltall?

Im Pentagon gab es geheime Berichte in den Archiven, die nie der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden waren. In ihnen existierten Dossiers, die die Existenz von Ufos bewiesen und in denen sogar die Rede von Begegnungen der dritten und vierten Art war.

War dies hier eine Begegnung der dritten Art? Waren Monster von den Sternen gekommen – hier abseits in einer unwirklichen, von Menschen unbewohnten Gegend? Waren es überhaupt Monster oder sah nur er etwas Unheimliches darin, weil er die äußere Form, die Art ihrer Erscheinung mit etwas Gräßlichem für irdische Verhältnisse zusammenbrachte?

Wie Menschen Pferde ritten – was für sie etwas ganz Natürliches war – so konnten diese Fremden Spinnen gezüchtet haben, die ihnen zu Willen waren und sich auf jede ihrer steuernden Bewegungen einstellten. Die Evolution auf der Erde konnte sich auf jeder anderen Welt, die erdähnliche Bedingungen aufwies, ebenfalls – wenn auch in einer anderen Richtung – wiederholt haben.

Außerirdische… friedliebende Wesen?

Bannister konnte sich nicht losreißen vom Anblick dieser Gestalten, die ständig Nachschub aus dem Hintergrund erhielten.

Er zählte mindestens schon zehn, zwölf, siebzehn Stück der seltsamen Reiter.

Da sah er es zwischen den Steinen, die am Boden lagen, fahl und bleich schimmern.

Unwillkürlich beugte er sich nach vorn, um genauer zu sehen, was es wohl sein könne.

Es sah aus wie Knochen… wie Skelette.

Da zog sich des Agenten Kopfhaut zusammen. Auf seinem Körper bildete sich eine Gänsehaut.

Was dort bleich schimmerte, sah nicht nur aus wie Skelette – das waren Skelette!

Menschliche Knochen…

Es schepperte, als eine Spinne in diesem Augenblick von dem auf ihr hockenden fahlen und dürren Reiter mit sanfter Geste herumgesteuert wurde und das Tier mit einem seiner sechs Beine gegen eine bleiche, zwischen den Knochen liegende Kugel trat, die über den Boden kullerte wie ein schlecht aufgeblasener Fußball.

James Bannisters Augen weiteten sich.

Nur wenige Meter von ihm entfernt blieb zwischen den dunklen, scharfkantigen Felssteinen ein menschlicher Totenschädel liegen, der ihn aus toten, leeren Augen anglotzte.

An dem Schädel gab es keine organische Substanz mehr, er sah aus, als hätten die unheimlichen Spinnen mit den Hornschnäbeln jeden Fetzen Fleisch abgepickt…

*

Seine Neugierde wurde ihm zum Verhängnis.

James Bannister beugte sich etwas zu weit nach vorn. Da kam ein loser Stein, auf den er nicht geachtet hatte, ins Rutschen.

Das Geräusch hallte durch die Nacht.

Drei, vier der ihm am nächsten befindlichen Spinnen warfen wie deren Reiter blitzschnell die Köpfe herum.

In den riesigen Augen der Tiere, die facettenartig zusammengesetzt waren, glomm es gefährlich auf, und die fahlen Gesichter und Hände, die er von den rätselhaften Reitern in der Dunkelheit wahrnahm, schienen ebenfalls wie von ihnen heraus aufzuleuchten.

Im gleichen Augenblick erfüllten seltsam schmatzende und pfeifende Laute die Luft.

Diese Geräusche kamen aus den Mundöffnungen der Ritter, die sich nach vorn beugten und mit diesen Geräuschen ihre Reittiere offensichtlich anfeuerten.

Die Spinnen begannen zu laufen.

Mit einer Schnelligkeit, die Bannister in Panik versetzte.

Hals über Kopf handelte er, wie es sonst nicht seine Art war.

Er warf sich herum und begann zu rennen. Er stolperte über die Steine hinweg, fiel zu Boden, rappelte sich wieder und merkte die schattenhafte Bewegung hinter sich, die er nur eine Armlänge von sich entfernt wahrzunehmen glaubte.

Sie waren dicht hinter ihm, und er hatte überhaupt keine Chance, so schnell zu laufen wie die unheimlichen Spinnen mit ihren sechs Beinen.

Die riesigen, plumpen Körper schnellten heran wie Pfeile von der Sehne.

Bannister warf sich nach vorn. Sein Herzschlag raste, und der Schweiß brach ihm aus allen Poren. Er fühlte ihn von den Achselhöhlen an der Seite herabrinnen.

Da – links…

Genauso ein Schatten wie der erste, den er bemerkt hatte! Das riesige Maul öffnete sich, und heißeres Fauchen kam aus dem Schlund der Spinnen, die dort von der Seite her auf ihn zuschnellten.

Bannister stürzte.

Das Tier verfehlte ihn um Haaresbreite, und der amerikanische Agent kroch auf allen vieren unter den hohen, schwarzen Beinen durch, die ihn umstanden wie gewaltige, hochragende Säulen. Sie trugen einen birnenförmigen, schwarzen Körper, der beim Herabsenken den CIA-Agenten zermalmen würde wie zwei Mühlensteine ein Weizenkorn.

Das Ungetüm über ihm war groß wie ein Einfamilienhaus!

James Bannister hatte in seinem Beruf schon manche haarsträubende Geschichte erlebt und war oft mit knapper Not dem Tod entronnen. Ein solches Grauen, solch tiefgreifende, namenlose Angst jedoch hatte ihm nie zuvor zu schaffen gemacht.

Er rollte sich herum, sprang auf, lief geduckt unter den säulenartigen Beinen der Riesenspinne hinweg, landete mit seinen Füßen in einem bleichen, menschlichen Skelett ohne Schädel, dessen Knochen klappernd auseinanderfielen, als er hineintrat, und pirschte dann atemlos sittlich davon, in der Hoffnung, den Spalt zwischen den Felsen zu erreichen, um sich dort in der Enge und der Dunkelheit zu verbergen.

Da tauchte neben ihm eine weitere Spinne auf, so schnell, als würde sie wie durch Zauberei aus dem Boden wachsen.

Es war ungeheuerlich, mit welcher Geschwindigkeit sich die respektablen Tiere bewegten, mit welcher Sicherheit sie von ihren bizarr anmutenden, außerirdisch aussehenden Reitern gelenkt wurden.

Bannister schlug Haken wie ein Hase.

Er wußte nicht mehr, wie er lief, welche Richtung er einhalten sollte, er hatte überhaupt keine Überlegungen mehr.

Er handelte nur instinktiv, um seine Haut zu retten.

Wie durch ein Wunder erreichte er tatsächlich die Straße, in der er gebückt um mannsgroße Felsbrocken lief, indem er geschickt schmale Spalten und Wege nutzte, die die unheimlichen Spinnen und deren Reiter nicht auf Anhieb aufsuchen konnten wie er.

Doch keine Macht der Welt hätte ihn dazu gebracht, hier, von diesen Ungetümen umgeben, einfach hinter einem Felsblock abzuwarten und so zu tun, als wäre er im Erdboden versunken… Er merkte nur zu gut, daß diesen Geschöpfen Kraft zur Verfügung stand und eine Intelligenz sie auszeichnete, die er ihnen eigentlich nicht zugetraut hätte.

Kaum, daß er in einem solchen Spalt verschwunden war, wurden schon lange, klebrige Fäden nach ihm ausgeworfen, die die Spinnen in speziellen Drüsen produzierten und wie Lassos nach ihm schleuderten.

Ihre Zielgenauigkeit war erschreckend. Sie schienen die Nähe seines warmen, von Blut gefüllten Körpers wie feinste Schwingungen wahrzunehmen.

James Bannister rannte die holprige, gepflasterte Straße empor. Er hatte das Gefühl, ein Zentnergewicht zu schleppen, so langsam kam er voran. Er war nicht mehr fähig, seinem Körper weitere Strapazen abzuverlangen.

Er war am Ende seiner Kraft.

Da rutschte er aus…

Im nächsten Moment raste der Schatten auf ihn herab.

Der hornartige, gebogene Schnabel!

Noch ehe die Spitze ihn traf, brüllte James Bannister wie von Sinnen. »Juanita! Fahr' los! Fahr' weg! – so schnell du kannst. Juanita…«

Sein Ruf gellte durch die regnerische Nacht, hallte zwischen den düsteren, menschenleeren Häusern, die selbst nur noch Mauerskelett waren, und erreichten das Ohr der hübschen Spanierin, die das Fenster heruntergekurbelt hatte und auf die Rückkehr ihres neuen Freundes wartete.

Das Zimmermädchen aus dem »Hotel Cordoba« fuhr zusammen, als hätte eiskaltes Wasser sie getroffen. Unwillkürlich riß sie ihre rechte Hand empor, ballte sie zur Faust und preßte sie gegen ihre Lippen, um nicht selbst aufschreien zu müssen.

Hans Gerholds Ruf klang so fürchterlich, so schrecklich.

Was war ihm zugestoßen?. Was ging dort hinten in der Dunkelheit vor?

Mit brennenden Augen starrte sie die mit groben Steinen gepflasterte Straße entlang, in der Hoffnung, doch etwas sehen zu können.

Da regte sich tatsächlich etwas.

Es war groß wie ein Haus und kam rasch näher.

Im Streulicht der Scheinwerfer erblickte Juanita die Riesenspinne mit dem großen, vogelschnabelähnlichen Maul, das halb geschlossen war, so daß die spitzen, dolchartigen Zähne leicht ineinandergriffen wie Zahnräder.

Und zwischen den Zähnen sah sie eine menschliche Gestalt, die dort hockte, wieder aufsprang, die Zähne umfaßte wie die Stäbe eines Gitterkäfigs, daran rüttelte und wie von Sinnen schrie.

»Juaniiitttaaa…!« James Bannisters Schrei gellte durch die Nacht, und man hörte seiner Stimme an, daß er dem Wahnsinn verfiel…

Drei Sekunden saß sie wie erstarrt, unfähig, auch nur eine einzige Bewegung zu machen.

Dann schrie sie markerschüttend auf, als die Spinne raketenschnell auf sie zuschoß.

Der kleine, schmächtige, fahle Reiter auf dem schwarzen, kugeligen Körper sprang wie ein Gummiball darauf herum. Wie mit unsichtbaren Fäden erreichte er immer wieder die Oberfläche des Chitinpanzers.

Ein Bild des Grauens, so makaber, so furchtbar, daß sich Juanitas Verstand dagegen sträubte!

Im ersten Moment tat sie nichts anderes, als nur das Fenster hochzukurbeln und sämtliche Knöpfe an den Türen herabzudrücken, um sie zu sichern.

Doch schon in der nächsten Sekunde wurde ihr bewußt, wie unsinnig das war. Sie mußte fliehen! Nicht hier bleiben, eingesperrt in einer Falle, die ihren sicheren Tod herbeiführte.

Da reagierte Juanita Ramon wieder falsch.

In ihrer Verzweiflung riß sie den Sicherungsknopf nach oben, öffnete die Tür und sprang nach draußen.

Sie wollte einfach davonlaufen, weg von diesem schrecklichen Ort, wo Dinge geschahen, die in einen Alptraum gehörten und nicht in die Wirklichkeit.

Die Schnelligkeit, mit der jedoch die Spinnen herankamen, entging ihr nicht.

Da hatte sie überhaupt keine Chance. An Weglaufen war nicht mehr zu denken. Das Auto war die einzige Rettung.

Es schien, als würden die Worte des vermeintlichen Hans Gerhold noch in ihr nachklingen. »Fahr' weg Juanita…«, hatte er gerufen…

Mit dem Auto war sie schneller. Das war ganz natürlich. Daß ihr nicht gleich dieser Gedanke gekommen war, hing damit zusammen, daß sie keinen Führerschein besaß. Aber wie man ein Auto steuerte, wie man Gas gab, wußte sie. Und jetzt in der Not kam es schließlich nicht darauf an, perfekt fahren zu können und sich den Verkehrsregeln entsprechend zu verhalten, sondern das Leben zu retten.

Juanita Ramon warf sich herum, ließ sich auf den Fahrersitz fallen, zog die Tür zu und löste die Handbremse. Der Motor lief noch, und die Scheinwerfer brannten, weil Hans Gerhold ursprünglich nur für wenige Augenblick hatte nach draußen gehen wollen. Das Mädchen aus dem fernen Hotel löste die Handbremse und trat gleichzeitig das Gaspedal durch.

Da geschah es…

Der Wagen machte einen Satz nach vorn und – stand im nächsten Moment… Sie hatte den Motor abgewürgt!

Alles in Juanita verkrampfte sich.

Sie warf den Kopf herum, sah die unheimlichen Spinnen aus dem toten Dorf näherkommen, sich rasend schnell auf langen Stelzbeinen bewegend.

»Nein, nein, nein«, kam es stammelnd aus ihrem Mund. »Ich muß weg hier… oh, mein Gott, wie ist das alles schrecklich!«

Sie wurde sich ihrer eigenen dumpfen, veränderten Stimme nicht bewußt.

Der Wagen rollte langsam ohne ihr Dazutun über die holprige, grob gepflasterte Straße Richtung Fluß.

Auf der abschüssigen Strecke wurde die Fahrt immer schneller, und in gespenstiger Lautlosigkeit raste der Wagen der Brücke entgegen, unter der sich nur eine Handbreit entfernt schwere, braune Wassermassen, abgerissene Äste, Wurzeln, Laub und Schlammassen

wälzten.

Dieser kleine, stille Fluß, der die Nordseite des ausgestorbenen Dorfes Meronja abgrenzte, war zu einem reißenden Strom geworden.

Im Rückspiegel sah Juanita, daß ihre unheimlichen Verfolger noch immer hinter ihr her waren, auch wenn sich die Entfernung zwischen ihnen erweitert hatte.

Fest umklammert hielt sie das Steuerrad, so daß die Knöchel weiß hervortraten.

Die letzten Meter zum Fluß hinab fiel die Straße sehr stark. Der Wagen beschleunigte noch mal.

Juanita Ramon saß hinter dem Steuer wie eine Puppe. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie vor zu der einfachen, nicht mit einem Geländer versehenen Holzbrücke, die nur aus breiten, zusammengenagelten Bohlen zu bestehen schien.

Als die Flüchtende nur noch eine Wagenlänge von der Brücke entfernt war, sah sie mit panischem Entsetzen, daß auf der anderen Seite des angeschwollenen Flusses die Bohlen locker waren, daß sich Schlammassen darunter wälzten und die Bretter knirschend zur Seite schoben, als würde ein unsichtbarer Bulldog die Erdmassen bewegen.

Die Spanierin schrie gellend auf.

Bevor sie reagierte, verging eine Sekunde. Das war Zeit genug, um den Wagen wie ein Geschoß auf die Bohlenbrücke zu jagen.

Unter den Reifen rumpelte es, als ob ein fernes Gewitter aus der Tiefe der Erde bräche, und dann setzte sich der Boden unter den quietschenden Reifen, als sie zum völlig verkehrten Zeitpunkt die Bremse fand, in Bewegung.

Die tosende, braune Brühe quoll zischend und sprudelnd durch die Ritzen in den Bohlen, riß sie auseinander, und die beiden Vorderreifen rutschten sofort in die sich verbreiternden Spalten. Der Wagen schien vollkommen herren- und willenlos.

Juanita Ramon konnte das Steuer herumreißen, wie sie wollte, der Wagen reagierte auf nichts mehr.

Die Bohlen unter ihr krachten, ein ohrenbetäubendes Rauschen und Gurgeln erfüllte das Innere des Ford-Mustang. Der Wagen kippte zur Seite. Im nächsten Moment war er ein Spielball der Gewalten. Das braune, schlammige Wasser riß die Bohlen über das Fahrzeug hinweg. Es krachte, als die Kühlerhaube und das Dach über ihr eingedellt wurden.

Und dann sprudelte auch schon aus sämtlichen Ritzen braunes, eiskaltes Wasser in das Innere des Fahrzeugs, in dem die zu Tod erschrockene Frau gefangen war…

*

James Bannister sah die Welt in der Tat wie durch Gitterstäbe.

In seinem fiebernden Hirn peitschten sich die Gedanken, und er wagte nicht daran zu glauben, daß ihm diese Dinge tatsächlich passierten.

Sein Körper war schweißüberströmt, und die Wäsche klebte auf seiner Haut.

Bannisters Atem ging stoßweise, er mußte Ängste und Panik zurückdrängen mit Gefühlen, die er nie zuvor gekannt hatte.

Das unheimliche Tier, das ihn in seinem riesigen Schnabel gefangen hatte, blieb im Gegensatz zu den anderen außerirdischen Spinnen, für die er keine bekannten Namen aus der Biologie kannte, weit zurück und machte kehrt, als der fahle, klapperdürre Reiter einen dementsprechenden Befehl zischte. Im Trab ging es über steinigen, holprigen Untergrund.

Bannister wurde im Innern des chitinausgekleideten Mauls, das ihn wie ein bizarrer, verformter Gefängnisraum umgab, durchgeschüttelt wie Obst auf einer Sortiermaschine.

Er klammerte sich an die dolchförmigen Zähne, zwischen denen weite Spalten klafften, die jedoch leider nicht weit genug waren, um ihm einen Durchgang zu ermöglichen. Er konnte zwar Arme und Beine nach draußen strecken, aber mit dem Kopf kam er durch die »Stäbe« nicht durch.

In dem glatten, kalten Maul geriet er beim raschen Lauf der Spinne in bedrohliche Nähe des dunkelroten Schlunds, der aussah wie ein weit offener, ringförmiger Schlauch, in dem konvulsivische Zuckungen stattfanden.

Bannister kam sich vor wie Jonas im Innern des Walmagens, wie eine Figur aus einer Sage oder Legende, von der ähnliches berichtet wurde.

Und das im zwanzigsten Jahrhundert!

Unweit eines Dorfes, in dem Menschen wohnten, geschah etwas, was mit herkömmlichen Erklärungen nicht mehr erklärt werden konnte…

Welche Rätsel barg diese Welt, die man noch nicht kannte? Welche Rätsel, die zwar manch einer ahnte, über die er vielleicht auch etwas wußte und über die dann doch niemand zu sprechen wagte?

Das ungeheuerliche Reittier jagte über den unebenen Boden hinweg, lief dann auf das am weitesten stehende, baufällige Haus zu, das gleichzeitig das größte Gebäude der ausgestorbenen Ortschaft Meronja war, und blieb dort auf ein leises Kommando seines Reiters plötzlich stehen.

Ein scharfer Ruck ging durch den Körper, und Bannister wurden die Beine unterm Leib weggerissen.

Er stürzte und raffte sich wieder auf.

Was würde jetzt aus ihm werden?

Im nächsten Moment schob sich ein langer, dunkelroter Dorn aus dem ringförmigen Schlund hinter ihm.

Der Stachel schnellte nach vorn, durchstieß die äußere Hülle seiner Kleider und bohrte sich in seine Haut.

Bannister kam nicht mal mehr dazu, vor Schmerz zu schreien.

Das dumpfe, betäubende Gefühl an der Einstichstelle breitete sich rasendschnell über seinen Körper aus, erfaßte seine Hüften, seinen Brustkorb, die Schultern, Oberarme, Hals und Kopf. Er hatte das Gefühl, in einem Meer aus Watte zu schwimmen.

Alles stimmte nicht mehr, seine Sinne reagierten auf keine Bewegung und keinen Lichtstrahl. Er wußte nicht mehr, wo oben und unten war.

Wie ein Trunkener rollte er über die harte Chitinoberfläche im Innern des Mauls, wo der giftige Dorn der unheimlichen Spinne sich wieder in den Schlund zurückzog.

Das Tier war gewohnt, auf diese Weise seine Beute zu betäuben und dann zu erlegen.

Bannister war in diesen Minuten nichts anderes als eine Beute, die aus einem schier unerfindlichen Grund von dem bizarren Geschöpf jedoch nicht angenommen worden war.

Für den Mann aus New York, der als Hans Gerhold in Berlin lebte, stellte sich jedoch die Frage nicht mehr.

Bannisters Hirn war seltsam dunkel und gefühllos.

Er kam sich vor wie auf der Grenze zwischen Wachsein und Schlaf, ohne jedoch weder nach der einen noch der anderen Seite ausweichen zu können.

Er merkte etwas und spürte es doch nicht, er dämmerte vor sich hin, ohne wirklich zu schlafen.

Das Spinnenmaul öffnete sich, kippte nach unten weg und auf der glatten Chitinoberfläche rutschte Bannister in den Winkel der vordersten Zahnreihe, wo er wie hinter Gitterstäben liegen blieb.

Dann sprangen die klapperdürren, fahlen Gestalten mit dem dünnen Armen und Beinen von dem harten, klobigen Spinnenleib ab und kamen mit seltsam schlenkernden Bewegungen näher.

In der Bewegung der Fremden war selbst etwas Spinnenartiges enthalten.

Die großen runden, tiefliegenden Augen schienen nur aus einer schwarzen, schimmernden Pupille zu bestehen, der rundum nichts entging. Die Nase war seltsam gerade, fast nur ein Strich in diesem Gesicht mit den hohen Wangenknochen und den eng anliegenden, kaum sichtbaren Ohren, die Verknöcherungen an dem bleichen Schädel darstellten.

Die Wesen waren zwischen ein Meter sechzig und ein Meter siebzig

groß, gingen leicht gebeugt und hielten den Kopf auf die Schultern gezogen, als fürchteten sie jeden Augenblick von irgendwoher aus der Dunkelheit einen Angriff, der ihnen etwas zufügen könnte.

Sie wirkten scheu und unterhielten sich mit leise wispernden Stimmen, denen nichts Menschliches anhaftete.

Es war eine Kette von vielseitigen Geräuschen und Lauten, die man nicht als Worte bezeichnen konnte.

Es war gerade so, als ob Tiere sich untereinander verständigten.

Mit den gleichen Signalen hatten sie vorhin ihre unheimlichen Reittiere angetrieben, die darauf dressiert waren wie ein gehorsamer Hund.

Die Geschöpfe mit den dürren Armen und Beinen, den schmalen, knochigen Fingern, verfügten nur über wenig Kraft. Dies stellte sich heraus, als vier Stück von ihnen notwendig waren, um den nicht allzu schweren James Bannister aus gern geöffneten Maul der sich still verhaltenden Spinne zu heben.

Sie gingen bei dem Manöver nicht besonders vorsichtig mit dem Fremden um. Der Mann, der gekommen war, Joe Brownen zu beschatten, blieb mit dem linken Ärmel seines Mantels an einem der spitzen Zähne hängen. Der Stoff riß auf, als seine seltsamen Entführer heftig an seinen Armen rissen, um ihn doch noch aus dem Maul der Spinne zu ziehen.

Dabei fiel Bannister mit Kopf und Schulter auf den harten, steinigen Boden, ohne jedoch das Geringste davon zu verspüren.

Das betäubende, lähmende Gift hatte sich in all seinen Zellen eingenistet und machte ihn völlig gefühllos.

Wieder wurde er emporgehoben. Zwei Gestalten packten ihn unter den Achseln, die beiden anderen rissen ihn in die Höhe und trugen ihn in das große, dunkle Haus mit den verwitterten Fensterlöchern und dem Rest eines Daches, das halb schräg und äußerst gefährlich über die Hausfront hing. Man mußte befürchten, daß bei der geringsten Berührung die letzten Sparren und Schindeln herabfielen und Personen, die sich in unmittelbarer Nähe des Hauseingangs befanden, erschlagen wurden.

Die Dürren, mit den spinnenartigen Bewegungen gingen über die drei ausgetretenen Sandsteinstufen ins Haus. Eine Haustür gab es nicht mehr. Übriggeblieben waren von ihr die rostigen Angeln, die noch im morschen, feuchten Gestein steckten.

Die vier Unirdischen mit den kahlen Schädeln gingen mit stumpfen, unbeweglichem Gesichtsausdruck in das düstere, nächtliche Haus.

Die Wände waren naß, riesige Flecken entstanden im zerbröckelnden Verputz.

Durch die Decke tropfte der Regen, der sich gesammelt hatte,

kühle, feuchte Luft drang durch Löcher, Ritzen und Spalten im Gemäuer.

Überall in den verlassenen Räumen, in denen es kein einziges Möbelstück mehr gab, wuchsen Moos und Unkraut, lebte Ungeziefer.

Etwa in der Mitte des baufälligen Hauses führte eine morsche Holztreppe in die erste Etage. Die Stufen waren wackelig und ächzten bedrohlich unter den kleinen Füßen der Fahlen und dem Gewicht des CIA-Agenten, der von ihnen die Treppe hochgetragen wurde.

Krachend brach plötzlich eine Stufe durch, und die beiden Vorangehenden, die Bannister unter den Achseln gepackt hielten, sprangen sofort geistesgegenwärtig eine Stufe höher mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, die zu ihrem grazilen, feingliedrigen Körperbau paßte.

Bannister krachte mit den Schultern auf nachgebende Stufen, während seine beiden Träger emporschnellten, die Arme hochrissen, im nächsten Moment an der Decke über ihm hingen und leise hin und her pendelten.

Hätte ein geheimer Beobachter die Szene gesehen, er hätte an seinem Verstand gezweifelt.

So etwas gab es doch nicht!

Doch… hier in dem menschenverlassenen Ort Meronja – unweit der französischen Grenze…

Die beiden Fahlen vom anderen Stern hingen an etwa ein Meter langen, klebrigen Fäden, die lautlos und augenblicklich aus ihren Fingerspitzen geschossen wurden, als die Gefahr bestand, daß sie in die Tiefe zu stürzen drohten.

Ihre leichten, zerbrechlich wirkenden Körper waren zu solch schnellen Aktionen geradezu geschaffen.

Ihre beiden Begleiter standen vier Stufen tiefer, hielten noch immer Bannisters Beine fest und warteten, bis die zwei Artgenossen sich wieder von der Decke herabließen.

Langsam sanken die an den elastischen, klebrigen Fäden in die Tiefe. Diese Fäden verlängerten sich lautlos, weil die gespreizten Finger eine schaumige Substanz abgaben, die sich sofort in Verbindung mit Luft zu einem scharf gebündelten Strang verhärtete.

Sicher kamen die beiden Spinnenmenschen wieder auf ihren Füßen an. Diesmal eine Stufe über der eingesackten, die zwar ebenfalls schon unter ihrem Gewicht schwankte, aber nicht nachgab.

Bannister wurde kurzerhand wieder gepackt und weitergeschleppt, ohne von dem Zwischenfall das Geringste mitbekommen zu haben.

Eine Etage höher stand in einer dunklen, feuchten Ecke unter dem halben Dach eine verrottete Liege, auf die man ihn warf.

Dunkle Ledergurte und Fesseln lagen bereit, als hätte man nur auf eine solche Situation gewartet.

Bannisters Hände und Arme wurden an die Liege gebunden. Dies geschah mit schnellen, fließenden Bewegungen, als hätten die Spinnenritter darin Übung.

Einen Knebel steckte man ihm nicht in den Mund, obwohl unter der Liege, vom Regen durchweicht, Lappen lagen, die dafür geeignet waren.

Hier in dieser abgelegenen, menschenleeren Siedlung konnte der Gefangene nicht damit rechnen, gehört zu werden.

Dann zogen sich die fahlen, klapprigen Gestalten aus dem düsteren, unfreundlichen Haus zurück und überließen Bannister sich selbst.

Die vier Spinnenritter sprangen gewandt und flink wieder auf ihre bereitstehenden schwarzen Reittiere, packten die Zügel, gaben einen eigentümlich fauchenden Laut von sich, und die Tiere krochen mit behäbigen Bewegungen zurück in das Hinterland zwischen den Felsen, wo sie in Schluchten und Rissen verschwanden.

Auf der hinteren Seite des Hauses, in dem der betäubte Bannister zurückgeblieben war, bewegte sich eines der großen Tiere auf seinen klebrigen Beinen.

Die geheimnisvolle Spinne aus einer anderen Welt wurde gelenkt von einem Spinnenritter, der so fest, unmittelbar hinter dem ausladenden Schnabelkopf hockte, als wäre er mit dem Leib verbunden.

Selbst, als die Spinne die steile Wand ohne besondere Schwierigkeiten aufwärts lief, rutschte der Körper des Ritters keinen Millimeter weiter nach hinten.

Die Spinne erreichte das Dach.

Von hier aus konnte man deutlich in den Raum blicken, in dem James Bannister auf der nassen, kalten Liege lag, ohne zu ahnen, wo er sich befand und was um ihn herum vorging.

Die schwarze, böse Erscheinung aus einer anderen Welt hockte auf dem abbröckelnden Gemäuer und stemmte sich auf den glatten, starken Beinen in die Höhe. Der riesige schwarze Schatten bedeckte die gesamte Fläche des Zimmers.

Der fahle, dürre Ritter ließ die Zügel los, schob sich vom Körper seines Reittieres und lief behend auf dem Gemäuer in die hinterste Ecke des noch existierenden Dachfirsts, wo ein Teil mit Ziegeln abgedeckt war.

Hier fand der Besucher aus einer anderen Welt das, was er offensichtlich gesucht hatte.

Eine dunkle, spitz zulaufende Ecke, die groß genug war, einen ausgewachsenen Menschen aufzunehmen.

Der Fahle spreizte seine zehn Finger, und lautlos schossen dünne, klebrige Fäden in die von ihm aufgefundene Ecke, Schicht für Schicht

webte er und legte er die Fäden übereinander, so daß ein richtiges weiches Polster entstand. Dort verbarg er sich schließlich, zog genüßlich die Beine an, kauerte sich förmlich zusammen und führte die Hände dann vor seinem Gesicht auf und ab, um ein neues Netz zu weben, das ihn von der Außenwelt abschloß.

Der Spinnenmensch lehnte sich nach getaner Arbeit zurück, schloß die Augen und war von außen in der Tat nicht mehr zu sehen.

Oben in der Ecke zwischen Dachsparren und Schindeln klebte ein etwa ein Meter durchmessendes, dicht gewebtes Spinnennetz, das eher an ein übergroßes Schwalbennest erinnerte als an das Netz einer Spinne.

Das unheimliche Reittier mit dem gebogenen Hornschnabel und den dolchartigen, spitzen Zähnen stand förmlich auf dem Gemäuer des Daches, und sein dunkler, bizarrer Körper hob sich wie eine Schwerenschnittsilhouette von dem düsteren, regnerischen Himmel ab.

Und unter dem Chitinleib, der leicht hin- und herschwang, wie von einem leisen Wind ständig in Bewegung gehalten, lag James Bannister.

Nach einer geraumen Weile schoß das riesige Spinnentier plötzlich aus einer Düse in seinem Hinterleib einen Faden, schlang diesen mehrere Male um den spitzen Dachfirst, löste dann seine Beine von dem Gemäuer und schwebte nur noch an dem elastischen, stabilen Faden, der das ganze Gewicht des Ungeheuers vom anderen Stern trug.

Dann ließ er sich langsam immer tiefer und füllte mit seinem Körper den großen, bis auf die Liege leeren Raum, so daß er zwischen den Gemäuern saß wie ein Pfropfen im Hals einer Flasche.

Verputz rieselte von allen vier Wandseiten auf das Dach im Hintergrund, das die Beine des Geschöpfs berührten. Es geriet in schaukelnde Bewegung, und Ächzen und Knirschen lief durch die Balken.

Doch den Schläfer im Innern des klebrigen Netzes interessierte das alles nicht.

Mit einem einzigen scharfen Signallaut hätte er das Ungeheuer zurückbeordern können.

Doch das wollte er nicht.

Die Spinne hatte Hunger.

Und dort unten auf der Liege lag Beute bereit…

*

Der Kopf dröhnte, die ganze Welt um sie herum war ein einziges, grauenhaftes Etwas, das sie nicht mehr verstand und sie gierig zu

verschlingen schien.

Juanita Ramon wurde durch den sich überschlagenden Wagen gewirbelt wie ein Spielball, der von einer Wand abprallte und dann irgendwohin flog.

Die Spanierin krallte sich mit beiden Händen in die Polstersitze.

Das kalte, braune Wasser drückte von allen Seiten herein, und der Wagen füllte sich erschreckend schnell.

Juanita Ramon versuchte trotz aller Panik und Verzweiflung, den Kopf nicht zu verlieren.

Der Wagen wurde herumgerissen, und Schlamm klatschte gegen die Windschutzscheibe, blieb an den Scheibenwischern hängen, und das vorbeiströmende Wasser bildete immer wieder neue Muster und neue Schlammschichten, die dicker und dichter wurden.

Die eingeschlossene, junge Frau versuchte sich ins Gedächtnis zurückzurufen, was sie über Autos gehört hatte, die ins Wasser gefallen waren. Es hatte immer geheißen, man sollte abwarten, bis die Wassermassen den Wagen füllten, dann sei es bequem möglich, die Tür nach außen aufzustoßen und an die Oberfläche zu schwimmen.

Aber das galt für Wasser im »Normalfall«… hier aber sprudelte und gurgelte ein reißender Fluß, und sie würde nicht mal die Gelegenheit haben, überhaupt an die Oberfläche zu tauchen.

Die Wassermassen, Schlamm, Äste und Zweige würden sie mitreißen, als wäre sie nur geringfügiger Ballast zwischen all dem, was der Fluß ohnehin beförderte.

Ihre Beine steckten in einer Brühe, die gurgelnd zwischen den Sitzen emporstieg, die aus dem Armaturenbrett sprudelte, das Handschuhfach aufriß und alles herausschwemmte, was sich darin befand.

Kamera, Papiere, ein Magazin. Der »Playboy« zeigte den vollendet schönen Körper einer attraktiven Negerin, die sich vor dem Spiegel begutachtete.

Die Spanierin warf sich gegen die Tür, drückte die Klinke und stemmte sich mit aller Macht dagegen.

Sie konnte nicht warten, bis das Wasser an der Decke stand. Das war mehr, als ein Mensch ertrug in der Situation, in der sie sich befand.

Die Tür bewegte sich um keinen Millimeter nach außen. Der Druck der Wassermassen war zu stark, als daß Juanita etwas dagegen ausrichten konnte.

Da – etwas Helles!

Sie nahm die Bewegung flüchtig wahr, ihr erster Gedanke: ein Lichtstrahl.

Doch dem war nicht so…

Plötzlich war da noch jemand in ihrem Wagen!

Ein gutaussehender junger Mann, braungebrannt, mit blondem Haar und blauen Augen.

Juanita Ramon flog schreiend zurück auf den Hintersitz.

Wasser spritzte auf, als sie dort landete, als hätte eine unsichtbare Hand sie zurückgeworfen.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?« kam es über ihre Lippen. Ihre Augen befinden sich in stetiger Bewegung und glänzten wie im Fieber. »Helfen Sie mir… bitte retten Sie mich… ich werde elend ertrinken, weil ich nicht heraus kann aus diesem verfluchten Fahrzeug… So tun Sie doch etwas!« Ihre Stimme überschlug sich, und die nackte Angst hatte sie wieder ganz in ihrem Griff.

Eine Geistererscheinung, ein Spuk!

Diesen Mann – gleich, woher er karr, und wie immer er in dieses Auto gelangte, brauchte sie nicht zu fürchten. Das war Rettung in allerletzter Not!

Sie warf sich nach vorn, griff mit beiden Händen nach der Gestalt des Unbekannten, der in diesem ersten Moment ebenfalls ratlos und verwirrt aussah, als wisse er nicht, wie er in diese Situation kam.

Doch dann handelte er, ohne lang zu überlegen.

»Retten Sie mich, bitte…« Es war ein letztes Flehen, ein Hauch, der mit letzter Kraft aus ihrem Körper zu dringen schien.

Juanita Ramon verdrehte die Augen und kippte langsam zur Seite.

Der blonde Mann, der aussah wie ein sympathischer Abenteurer mit dem Herzen auf dem rechten Fleck, packte zu und verhinderte, daß die Spanierin mit dem Gesicht in die braune Brühe klatschte.

»Bringen Sie mich weg von hier… nach Hause oder in das Hotel… Cordoba!« Juanita Ramons Stimme war nur noch ein Flüstern, als sie noch mal aus der Benommenheit erwachte, um dann nur noch tiefer in sie zu sinken.

In dem Augenblick, als der blonde Mann sie berührte, lösten sie sich beide wie zwei Spukerscheinungen aus dem Innern des Autos, das wieder von dem reißenden Fluß herumgedrückt wurde und mit der Kühlerhaube gegen einen Felsbrocken prallte, der aus dem Flußbett wie ein bizarrer Hügel ragte.

Es knirschte und krachte, das Metall riß auf, und die Wassermassen sprudelten mit voller Gewalt ins Fahrzeuginnere. Da hätte es unter normalen Umständen kein Entkommen gegeben…

Gegen diese Kraft hätte auch der stärkste Mann vergebens angekämpft, um sein Leben zu retten.

Wie ein lästiger Ballast wurde das gesunkene Auto mit Resten der Bohlenbrücke, vom Schlamm, von Steinen, Geröll und dem reißenden Wasser mitgeschleppt, ohne daß jemand Zeuge geworden wäre, was sich auf dem Grund des Flusses abspielte.

Nicht mal die unheimlichen Spinnen und deren Ritter registrierten

diese Geschehnisse.

Die großen Tiere, die von ihren Reitern in äußerster Eile bis an den überspülten Flußrand geführt worden waren, wurden gewendet und kehrten in die steinige Schlucht zurück, in den Kessel, der von zerklüfteten, kahlen Felsen umgeben war, verschwanden in einem riesigen Spalt und tauchten dort unter, als hätte es sie nie gegeben.

Für Macabros – um niemand anderen sonst handelte es sich bei dem blonden Mann, der wie ein Geist Juanita Ramon zu Hilfe gekommen war – ereigneten sich die Dinge wie im Traum.

Er schien sich dessen, was er da alles tat, was er gesehen und gehört hatte, gar nicht bewußt zu werden.

Die Spanierin hatte vor ihrer Ohnmacht eindeutig vom »Hotel Cordoba« gesprochen. Und dorthin versetzte er sich jetzt, hielt sie in den Armen, und kam aus dem Nichts heraus vor der Tür des Hauses an, in dem noch Licht brannte.

Durch das Fenster war von außen zu sehen, daß sich im Lokal noch drei Personen aufhielten.

Der Wirt stand hinter dem Tresen, wusch die Gläser ab und stellte sie mit ruhiger Hand in das Regal an der Wand hinter sich.

Im Lokal herrschte eine anheimelnde, gemütliche Atmosphäre, die durch den rauhen Putz und die rustikalen Balken, das Kerzenlicht auf dem Tisch nur noch hervorgehoben wurde.

Die braune Holztür neben dem Ausschank, die zu einem hinteren Raum führte, wurde geöffnet.

Eine Frau mit einem starken Busen und schwarzem Haar, das im Nacken zu einem Knoten zusammengefaßt war, tauchte mit einem Korb voller Abfälle auf und näherte sich der Eingangstür des Hotels.

Macabros wollte nicht gesehen werden.

Die junge Spanierin, die er auf so unkonventionelle Weise aus dem versinkenden Auto gerettet hatte, mußte hier bekannt sein, würde irgend etwas mit dem Hotel zu tun haben, weil sie ausdrücklich gewünscht hatte, hierher gebracht zu werden.

Macabros setzte Juanita Ramon auf die unterste Stufe, lehnte sie vorsichtig gegen die Hauswand, daß sie nicht abrutschen konnte, und verschwand im nächsten Moment, als die Tür sich öffnete.

Die Frau des Hotelbesitzers setzte ihren Fuß gerade auf die oberste Treppe, als ein überraschter Aufschrei über ihre Lippen drang.

»Alfredo! Komm’ doch mal her! Um Himmels willen… hoffentlich ist ihr nichts passiert…«

Der wohlgenährte Wirt, der seiner Frau in Gewicht und Körperumfang um nichts nachstand, kam mit erstaunlich großen Schritten und schnell hinter der Theke vor.

»Mio madre!« entfuhr es ihm. »Juanita, wie kommt die denn hierher? Die hat doch ihren freien Tag heute…«

Die dicke Wirtin lief die Stufen nach unten und stellte ihren Korb einfach auf den Boden neben die Treppe, während ihr Mann sich um das junge Mädchen kümmerte.

Der schüttelte sie, tätschelte ihre Wangen und nannte immer wieder ihren Namen, während er seine Frau bat, die Tür zu schließen, damit die Gäste nicht auf diese für ihn unangenehme Situation aufmerksam wurden.

»Wie ist sie bloß hierher gekommen?« fragte die dunkelhaarige Frau.

»Offensichtlich zu Fuß«, lautete die Erwiderung ihres Mannes. »Eine andere Möglichkeit gab es für sie nicht. Hätte ein Auto sie gebracht – hätte ich das ja wohl gehört. Ich bin die ganze Zeit über schon im Lokal.« Er sagte das, als müsse er sich für etwas entschuldigen.

»Irgend etwas stimmt nicht mit ihr«, flüsterte die Frau, sich zu ihm herabbeugend. »Ist sie betrunken?«

Der Wirt schüttelte den Kopf. »Nein! Ich rieche jedenfalls nichts. Was sie nur hier wollte? Offensichtlich ist sie in dem Augenblick, als sie eintraf, ohnmächtig geworden…«

Diese Erklärung klang logisch.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Wie sie bloß aussieht! Vollkommen durchnäßt… Ihre Schuhe und Beine sind voller Schlamm, als wäre sie durch einen Fluß gewatet… oder hingefallen.« Sie hielt plötzlich inne und nagte nervös an ihrer Unterlippe. »Vielleicht wurde sie überfallen, Alfredo«, fuhr sie aufgeregt fort. Unwillkürlich blickte sie sich in der Dunkelheit um und warf einen Blick hinüber zum Parkplatz hinter den Büschen, als würde der Übeltäter sich in der Nähe noch verbergen.

»Unsinn, Dolores! Wer sollte Juanita etwas tun?«

Mit diesen Worten nahm er das Mädchen unter die Achseln und hob sie mühelos empor, stieß mit dem Ellbogen die Tür auf und trug Juanita quer durch den Schankraum, wo die Gäste saßen.

Die Leute blickten erstaunt und irritiert auf.

»Es ist nichts von Bedeutung«, sagte die Wirtin lächelnd und winkte ab. »Sie ist gefallen und hat sich verletzt. Mein Mann kümmert sich schon um sie…«

Juanita kannten schließlich alle. Das Mädchen war beliebt.

Der Inhaber des Hotels trug Juanita Ramon um die Theke in das Zimmer und schloß die Tür.

In einem Nebenraum bettete er die Ohnmächtige auf eine Couch, und im vollen Licht war deutlich zu erkennen, daß Juanita äußerlich keine Verletzungen aufwies.

Die Wirtsfrau kam sofort mit einer Flasche Rum und setzte sie kurz entschlossen an die Lippen der jungen Angestellten. Juanita mußte schlucken. Der hochprozentige Alkohol weckte ihre Lebensgeister und

riß sie aus der Bewußtlosigkeit. Irritiert öffnete sie die Augen, um sie sofort geblendet wieder zu schließen.

»Ich… friere«, kam es kaum verständlich über ihre zitternden Lippen.

»Sollen wir einen Arzt rufen, Juanita? Die Guardia Zivil?«

Die Gefragte schüttelte kaum merklich den Kopf. »Nicht nötig… es ist alles gut… ich bin bei euch… was will ich mehr? Das furchtbare Wasser, das versinkende Auto… der blonde Mann… er hat mir geholfen… ein Geist, Alfredo… stellt euch nur vor… ein Geist hat mich gerettet!«

Das Wirtspaar sah sich verwundert und befremdet an.

»Was redest du da für Zeug?« flüsterte der Wirt.

»Ich… sage euch… die Wahrheit… Ich bin doch bei euch, nicht wahr? Ich hab's geschafft…«

In ihrem Gesicht zuckte es, dann rollten Tränen über ihre Wangen.

Der Wirt gab seiner Frau einen Wink, alles weitere zu erledigen.

Er selbst verließ das Zimmer, während sie Juanita die nassen und schmutzigen Kleider abstreifte, heißes Wasser in eine Wanne laufen ließ und ständig mit der jungen Spanierin sprach, die vor. Schwäche wieder wegzusacken drohte.

Die Worte, die über Juanita Ramons Lippen kamen klangen in den Ohren der Wirtsfrau wenig glaubhaft.

»Du bist verwirrt… du hast Fieber. Das ist alles, mein Kind«, sagte die Wirtin, während sie ihrem Schützling behilflich war, auf die wackeligen Beine zu kommen. Ohne Stütze hätte Juanita es unmöglich geschafft, ins Bad zu kommen, das nur wenige Schritte von diesem kleinen Nebenzimmer aus entfernt lag.

Blütenduft lag in der Luft, der aus dem Badeschaum aufstieg, der sich dicht und sahnig auf dem angenehm warmen Wasser zusammenballte.

»Ein warmes Bad wird dir guttun. Du wirst sehen, das stärkt deine Glieder und weckt deine Lebensgeister. Du mußt unbedingt ein Bad nehmen. Du bist ja völlig durchkühlt. Wie bist du nur in diese Situation geraten?«

Juanita Ramon erzählte ihre Geschichte zum dritten oder vierten Mal, und es waren fast die gleichen Worte, die sie benutzte und die die Frau doch nicht überzeugten.

Das Mädchen, das ein so schreckliches Abenteuer hinter sich hatte, ließ sich mit Hilfe der Wirtin ins Wasser gleiten und lehnte sich wohlig zurück.

»Ja… die Wärme tut gut. Danke, Dolores… der blonde Mann, weißt du… er sah gut aus… ob ich ihn jemals wiedersehe?«

Mit dem Lächeln der Wissenden schloß sie die Augen und fiel in einen leichten Schlaf, aus dem die Wirtin sie nicht sofort wieder

wecken wollte.

Sie blieb neben der Wanne sitzen und achtete darauf, daß Juanita mit dem Kopf nicht ins Wasser glitt. Vor Wasser hatte sie eine panische Angst…, sie hatte so viel gesehen, und der Gedanke, unter schrecklichen Umständen zu ertrinken, lastete noch immer in ihr wie Gift, das sich nicht aus ihrem Körper schleusen ließ.

»Hast du ihn nicht gesehen… Dolores?« fragte Juanita Ramon nach einer geraumen Weile, als sie plötzlich wieder aus ihrem Dämmerschlaf erwachte. »Er muß doch in meiner Nähe gewesen sein… Er hat mich doch gebracht…«

Da erzählte die Wirtsfrau, auf welche Weise sie das junge Mädchen gefunden hatten. »Da ist niemand gewesen, Juanita… du hast alles nur geträumt… die gräßlichen Spinnen und die Geschöpfe darauf, die es nicht gibt… die Gefahr, zu ertrinken… der fremde, blonde Mann, der dich aus höchster Not errettet hat.«

»Ich habe dir noch nicht alles erzählt, Dolores… die Fahrt mit dem Auto… wie ich in das ausgestorbene Dorf Meronja gekommen bin… mit unserem Gast… Hans Gerhold… sein Wagen ist es… der in den Fluß gestürzt ist, als die Brücke brach…«

»Du phantasierst, Juanita«, mußte sie sich sagen lassen. »Senior Gerhold hält sich tatsächlich nicht hier im Haus auf. Er ist heute abend mit seinem Auto weggefahren. Aber all die Dinge, die du erzählst…«

»Sie entsprechen der Wahrheit, Dolores. So verrückt sie sich auch anhören mögen. Doch eine Erklärung muß es dafür geben. Und nun möchte ich schlafen. Hilf mir bitte aus der Wanne…«

Die Wirtsfrau war dem jungen Mädchen behilflich beim Abfrottieren. Juanita war schwach und erschöpft und wollte am liebsten nicht mehr über die Dinge sprechen, die sie so sehr mitgenommen hatten.

»Ich gehe auf mein Zimmer«, sagte sie unvermittelt. »Ich möchte euch hier unten nicht so lange zur Last fallen. Vielleicht hätte ich heute abend auch hier bleiben sollen. Der Tag hat schon so merkwürdig angefangen. Es scheint, als hätte die Rückkehr meines ehemaligen Verlobten nur Unheil gebracht.«

Sie schlüpfte in einen der flauschigen Bademäntel der dicken Frau. Der war ihr viel zu weit, und sie hätte bestimmt zweimal hineingepaßt. Über einen Hinterausgang stiegen sie vorsichtig die Treppe nach oben, und Juanita Ramon merkte, wie jeder Schritt sie Kraft kostete.

Sie war froh, als sie endlich ihr Zimmer im dritten Stock direkt unter dem Dach erreichte. Hier war ihr zweites Zuhause. In ihren freien Stunden hielt sie sich hier auf und hatte sich alles so eingerichtet, wie sie es gern mochte. An den Wänden hingen

grellfarbene Poster von spanischen Künstlern und das Plakat eines Toreros aus Malaga, den sie dort persönlich kennengelernt hatte.

Juanita war zwar hier im Ort zu Hause, doch sie zog es vor, die meisten Stunden ihrer Freizeit im »Cordoba« in ihrem Zimmer zu verbringen. Zu Hause herrschten beengte Verhältnisse, mußte sie die Wohnung mit sechs Geschwistern teilen, die noch mit den Eltern zusammenlebten.

Nur manchmal – wie zum Beispiel heute – verbrachte sie die freien Stunden im Kreis der Familie.

Die Wirtsfrau ließ Juanita allein, nachdem sie sich ins Bett gelegt hatte. Die dicke Frau versprach, nachher noch mal nach ihr zu sehen. Ziemlich verwirrt und nachdenklich ging sie die knarrenden Stiegen nach unten und wußte nicht, was sie von der ganzen Sache halten sollte.

Hoffentlich ließ Juanita Ramons Verwirrung nicht auf eine ernsthafte Erkrankung schließen. Bis heute jedoch hatte sie noch keine ähnlichen Symptome gezeigt.

Das Mädchen in der kleinen, dunklen Dachkammer schloß die Augen, zog die Decke bis zum Kinn hoch, atmete tief durch und versuchte zur Ruhe zu kommen.

Obwohl sie sich matt und müde fühlte, gelang es ihr nicht auf Anhieb einzuschlafen, weil ihre Gedanken ständig kreisten.

Sie hörte sich atmen, vernahm das Pochen ihres Herzens in der stillen Kammer und dann das leise Stöhnen…

Da hielt sie den Atem an – und das Stöhnen blieb!

Es kam eindeutig hinter derdünnen Bretterwand hervor, die diese Kammer von der nächstfolgenden, die bis auf wenige Kisten und Truhen leer stand, trennte.

Leise Geräusche folgten, als ob jemand versuche, sich zu befreien. Dumpfes Murmeln, wie von einem aus dem Schlaf Gerissenen, der sich nicht zurechtfindet…

Juanita Ramons Herzschlag stockte.

Was sie da vernahm, durfte eigentlich nicht sein. Im Raum neben ihr konnte sich niemand aufhalten…

*

Macabros, Björn Hellmarks Doppelkörper, tauchte wie irritiert am Ufer des reißenden Flusses auf, der durch das Totendorf Meronja führte.

Juanitas Retter blickte sich irritiert um, als müsse er sich in seiner Umgebung erst zurechtfinden. Eine gewissen Ratlosigkeit zeichnete Macabros’ Züge.

Wie kam er hierher? Was wollte er hier?

Er wandte den Blick und sah in der Ferne die letzten, unheimlichen Spinnenkörper in der Dunkelheit verschwinden.

Da folgte er ihnen nach. Rein mechanisch, ohne einen inneren Zusammenhang zu begreifen.

Dies alles ereignete sich wie im Traum.

Auch das Mädchen, das er aus dem versinkenden Wagen rettete, hatte von den unheimlichen Geschöpfen gesprochen, vor denen sie geflohen war.

Und nun sah er sie selbst. Er wollte wissen, woher sie kamen und was sie hier wollten…

Wie ein Schatten blieb er hinter den Riesenspinnen, von denen einige etwa halb so groß waren wie die verwitterten Hauserfassaden, die hier noch standen.

Andere waren kleiner und hatten die Größe eines Zimmers.

Alle diese seltsamen Tiere, auf denen nicht minder seltsame Reiter saßen, die die Zügel fest in Händen hielten, strebten den zerklüfteten Felsen der unwirklichen Steinwüste am Rand von Meronja zu, die das offene Meer vom Hinterland trennte.

Macabros befand sich etwa am Ende der holprig groben Straße, die plötzlich wie abgeschnitten war und übergangslos in einen steinigen Fußpfad mündete, als er den lauten, markerschütterten Schrei vernahm.

So schrie nur ein Mensch, der sich in höchster Not befand!

Und dieser Schrei kam aus den Fensterlöchern des dunklen, abseits stehenden Gebäudes, hallte durch die Nacht und verebbte schaurig.

Wie von einem Peitschenschlag getroffen, wirbelte Macabros herum und lief zu den Haus, in dem die Schreie nicht verstummen wollten.

Er jagte die Stufen empor, lief durch den Korridor und rannte hölzerne Stiegen hinauf, die morsch waren und bedrohlich unter seinen Füßen ächzten.

Doch ungeschoren erreichte er die nächste Etage.

Hier war das Schreien am stärksten.

Macabros sah mit einem Blick durch die kahlen Fensterlöcher in den Talkessel, wo die letzten schwarzen Spinnen sich zurückzogen. Weder die Tiere noch die Geschöpfe, die sie lenkten, achteten auf die markerschütternden Schreie.

Nahmen sie diese etwa gar nicht wahr? Waren sie taub?

Macabros lief in den kahlen Raum, als in Höhe des Türrahmens ein schwarzes, dickes Band herabstieß, das ihn um Haaresbreite verfehlte.

Instinktiv warf der Ankömmling sich zur Seite, lenkte den Blick empor und sah die riesige, zimmergroße Spinne, die sich an mehreren Fäden gleichzeitig von dem bizarren Dachrest, den Sparren und dem First herabließ wie die zerklüftete Plattform eines überdimensionalen

Liftes.

In der Mitte des verwitterten Raumes lagen eine zerfetzte Liege, verstreute Ledergurte und Fesseln, und in halber Höhe über Macabros schwebte ein Mensch, der verzweifelt um sich schlug, weil die klauenartigen Greifer der Spinnenbeine ihn umschlossen hielten. Langsam, aber unaufhaltsam wurde er dem geöffneten Maul entgegengeschoben, das mit seinem schrecklichen Gebiß über ihm schwebte.

Da gab es keine Sekunde mehr zu verlieren!

Macabros riß das Schwert des »Toten Gottes« aus der Scheide und griff ein.

Wuchtig und gezielt erfolgten die Aktionen.

Mit einem einzigen Hieb trennte er eines der linken Vorderbeine des Ungeheuers ab. Blut tropfte auf den nassen, steinigen Boden, auf die zertrümmerte Liege, die Reste der Fesseln und Ledergurte, und der Körper des bedrohten Fremden, der in den Greifern hing, schwang nach unten wie ein Uhrenpendel, weil die andere Hälfte noch von den Klauen des rechten Beines umfaßt wurde.

Macabros handelte so schnell, daß das Ungeheuer mit seinen Reaktionen nachhinkte.

Ein zweiter wuchtiger Hieb! Die magische Schneide des in den magischen Feuern einer Esse auf Xantilon geschmiedeten Schwertes trennte auch das zweite Bein der Riesenspinne ab. Schon stand Macabros unmittelbar unter dem Mann, der mit den noch immer ihn umfassenden Greifern in die Tiefe stürzte, nur etwa knapp einen Meter über Macabros' Kopf losgelassen wurde und praktisch in den Arm von Hellmarks Doppelkörper fiel.

Da gab es keine Zeit zu verlieren.

Ein Fauchen und Zischen wehte wie ein Orkan aus dem Schlund der unheimlichen Spinne, und das Tier reagierte auf seine Weise, die Macabros befürchtet und einkalkuliert hatte.

Es ließ sich blitzschnell an seinen Fäden herab und förmlich in die Tiefe fallen, um die beiden verhaßten Menschen unter seinem tonnenschweren Körper zu begraben.

Macabros flog förmlich auf den Eingang zu, warf sich nach draußen und riß den Geretteten mit sich.

Keine Sekunde zu früh!

Mit ohrenbetäubendem Donnern krachte das schwergewichtige Tier auf den Boden des verlassenen Zimmers. Ein Zittern lief durch die Wände, Risse bildeten sich, Gesteins- und Mörtelbrocken flogen heraus, als ob in ihnen auf geheimnisvolle Weise kleinere Explosionen stattfänden.

Krachend zerbarst der Boden unter der verletzten Spinne, die zischend und schrille Laute ausstoßend ihre noch heilen Beine

emporriß und sie wie Peitschenschnüre durch die Luft zog, als würde sie ihrer Gegner dadurch habhaft werden.

Ein Band glitt wie ein riesiger, elastischer Tentakel durch die Türöffnung, verfehlte Macabros und James Bannister jedoch, die sich eng an die Wand preßten und in Höhe des Treppenabsatzes Zeuge der Dinge wurden, die sich ohne ihr weiteres Zutun abspielten.

Der morsche, nur als Balken und mit einer harten Lehmmasse bestehende Boden gab in seiner ganzen Breite nach, wurde förmlich von allen vier Wänden gleichzeitig weggerissen und brach in die Tiefe.

Die glatten Chitinbeine und der gepanzerte Spinnenkörper schabten förmlich an den Wänden entlang, kamen unten mitsamt der Decke an, und die herausplatzenden Steine verursachten eine gewaltige, weiße Staubwolke, die den Männern in Mund, Augen und Nase drang, die Bannister zum Husten reizte und seine Augen mit Tränen füllten.

Für Macabros existierten solche Schwierigkeiten nicht.

Er war kein Mensch aus Fleisch und Blut, sondern die Kopie eines Körpers, ein Ätherkörper, der aus feinstofflicher Substanz gebaut war.

Mehr Glück hatte das Untier mit dem Boden der Parterrewohnung, der zwar auch erschüttert wurde und an vielen Stellen einbrach, aber sich nicht völlig löste, um noch in den Keller zu stürzen.

Der Sturz in die Tiefe hatte dem schwarzen Spinnentier nicht das Geringste ausgemacht, sondern es lediglich in seiner Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Hinzu kam, daß es sich in der Enge nicht umdrehen konnte, um direkt sein tödliches Gebiß einzusetzen und mit dem gewaltigen Schnabel nach seinem Gegner zu picken.

Die augenblicklich für ihn günstige Situation nutzte Macabros aus.

Das Schwert des »Toten Gottes« konnte Geistern und Dämonen aus dem Reich der Finsternis den Garaus machen oder sie zumindest dorthin zurückschicken, woher sie gekommen waren. Mit ihm ließen sich aber auch blutrünstige Bestien, die den Tod höhergestellten Lebens wollten, bekämpfen.

Nicht töten konnte das Schwert einen Menschen, nur verletzen, wenn es innerhalb eines Kampfes für den Träger dieses Schwertes um Leben und Tod ging.

Oben in der äußersten Ecke des baufälligen Daches, das durch die Erschütterungen weiter in sich zusammengesunken war und von dem sich noch immer vereinzelte Ziegel lösten und herabregneten auf den Chitinpanzer der Spinne, wurde die aus klebrigen Spinnfäden bestehende, kugelartige Hülle von bleichen, schmalen Fingern aufgerissen und ein flaches Gesicht mit einer geraden, schmalen Nase und großen, dunklen Augen sichtbar.

Mit beiden Händen fuchtelte das Wesen, das nicht menschlichen Ursprungs war, in der Luft herum und stieß scharfe, abgehackte Töne

hervor, die mal dunkel, mal schrill die Nacht erfüllten und durch das leere, gespenstige Haus hallten.

Der Spinnenritter schien seinem Reittier dort unten auf dem Boden irgendwelche Befehle zu geben.

Das Tier riß den hinteren Körperteil herum, und ein dornartiger Auswuchs wurde sichtbar, aus dem blitzschnell mehrere klebrige Fäden in die Luft geschossen wurden, die sich wie die Schlinge eines Lassos zielsicher un den äußeren Rand der bizarren Mauern ringsum wickelten und Halt suchten in den oberen Fensterlöchern. Die Stränge waren dick wie ein Männerarm und auf ungeheuerliche Weise belastbar.

Bei ihnen konnte die Spinne sich langsam emporziehen.

Doch dem wollte Macabros schon im Ansatz entgegenwirken.

Er' lief nach vorn.

»Warten Sie hier auf mich!« stieß er noch hervor. Diese Worte galten James Bannister, der erschöpft und totenbleich an der Wand lehnte und die ganzen Vorgänge in ihrer gesamten Tragweite noch gar nicht begriff.

Macabros sprang über die Türschwelle in die Tiefe. Der schwarze Spinnenleib lag etwa nur einen Meter unter ihm. Sicher kam er mit beiden Füßen auf und spürte die harte, glatte Chitinfläche, die unter ihm wogte, als das Tier sich jetzt an seinen klebrigen Fäden aus eigener Kraft emporzog.

Hier in der Enge des Hauses war die Spinne trotz ihrer Kraft und Größe stark behindert. Wenn es ihr gelang, sich bis an den Rand des Gemäuers emporzuziehen, dann sah die Sache schon anders aus, und der Aufwand, das Tier zu besiegen, würde viel größer sein.

Macabros rannte über den großen, schwarzen und glatten Leib hinweg und duckte sich, weil die nach innen schlagenden, elastischen Spinnenbeine ihn zu fassen und zu vernichten drohten.

Doch das wäre ihnen nicht gelungen. Macabros war unverletzbar und war abhängig vom Geist seines Originalkörpers, der in diesen Minuten in einem unbekannten, dunklen Raum mitten in einem klebrigen Netz hing und von den betäubenden Giften, die diesem Netzwerk anhafteten, stark in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Björn Hellmark stöhnte leise und murmelte benommen irgendwelche Worte, als wolle er sich jemand mitteilen.

Er hing schlaff und kraftlos im Netz und versuchte seine Gedanken zu ordnen, um die grellen Traumbilder, die sein Gehirn erfüllten, beiseite zu schienen. Er wollte wieder zu sich selbst kommen.

Ihm träumte, er befände sich in einem großen, düsteren Haus, in dem sich eine Riesenspinne eingenistet hätte, um Menschen zu fressen.

Es war ihm gerade noch gelungen, einen Unglücklichen aus den

Fängen der Todesspinne zu befreien, und nun kämpfte er mit aller Kraft gegen das Untier, damit es nicht erneut aktiv wurde.

In Hellmarks Bewußtsein drang nicht die Tatsache, daß es sich gar nicht um einen Traum handelte, sondern um die Wirklichkeit…

Sein Unterbewußtsein hatte Macabros entstehen lassen, und der war durch einen Zufall dorthin verirrt getragen worden, wo im Augenblick Menschen in Not und auf die Unterstützung eines starken und mutigen Helfers angewiesen waren.

Nicht er kämpfte, sondern Macabros, der mehr und mehr die Situation in den Griff bekam, nicht mehr so verwirrt und ratlos wirkte, weil das verwirrte Unterbewußtsein Hellmarks ihn praktisch hatte entstehen lassen, ohne daß es dafür offensichtlich einen Sinn gab.

Oder – wurde die Abspaltung seines Doppelkörpers ganz und gar aus einem unsichtbaren Reich heraus gesteuert, von dem er wußte, daß er es jedoch nicht wahrnahm?

Vielleicht steckte sein großer Geistfreund Al Nafuur dahinter, der weiße Zauberpriester aus dem Lande Xantilon, mit dem ihn ein besonderes Verhältnis verband.

Mehr als einmal hatte auch AI Nafuur bewiesen, daß er imstande war, handfest in ein reales Geschehen der dritten Dimension einzugreifen, wenn es sein mußte und die Situation für ihn sich günstig erwies.

Macabros stieß mit dem Schwert mehrere Male zu. Im Körper der Spinne gab es zwischen den beweglichen Gliedern und Chitinpanzern Kerben, die das »Schwert des Toten Gottes« durchbohren konnte.

Den Todesstoß versetzte Hellmarks Doppelkörper dem Tier unmittelbar hinter dem empfindlichen, nach allen Seiten drehbaren Kopf, wo kein Chitinpanzer vorhanden war und er mit dem Schwert tief in den Leib eindringen konnte.

Da hörte die Bewegung unter ihm auf, die Glieder fielen schlaff herunter, und der Spinnenritter oben in der Ecke zerriß mit wildem Aufschrei sein Netz, sprang heraus und flog förmlich quer über die weite Öffnung des Zimmers, als würde er katapultiert.

Arme und Beine gespreizt, schnellte er durch die Luft zur gegenüberliegenden Seite des Dachfirstes und schoß fingerdicke, klebrige Fäden ab, mit denen er sich flink die letzten Meter emporzog und auf diese Weise nicht in die Tiefe stürzte.

Die linke Hand streckte er gleichzeitig aus, richtete sie gegen Macabros und schleuderte zornerfüllt, schrille Laute ausstoßend, klebrige Fäden auf den Gegner, der sein gefährliches Reittier erlegt hatte.

Macabros' Arme und Kopf verschwanden hinter einem Netz dichtgewebter, klebriger Fäden, aus dem er sich mit heftigen Bewegungen befreite. Selbst an der feinstofflichen Substanz blieb das

Gewebe hängen, behinderte ihn in seiner Bewegungsfreiheit und raubte ihm kostbare Minuten.

Diese Zeit reichte für den Spinnenmann, um über das Gemäuer zu entkommen, an dem er sich wie eine Spinne durch selbst produzierte Fäden herabließ.

Macabros kam es erst darauf an, sich um den fremden Mann zu kümmern, den er aus den Klauen der Todesspinne befreit hatte, ehe er sich um den Außerirdischen kümmerte, um mehr über diesen und dessen Pläne zu erfahren.

Macabros stieß sich ab und sprang der Türöffnung entgegen, die er erklomm, um wieder den außerhalb liegenden Korridor zu erreichen.

Steine und Balken, die wie Sprossen aus der Wand ragten, ermöglichten es ihm, schnell emporzukommen.

Der Fremde, den die Spinne hatte fressen wollen, lehnte noch immer gegen die Wand, war benommen und stand offensichtlich unter den Einwirkungen einer Droge, wie seine fahrigen Bewegungen, sein unsteter Blick, seine unzusammenhängenden Worte vermuten ließen.

»Wer sind Sie? Wo kommen Sie her?« sprach Macabros ihn mit ruhiger Stimme an.

Der andere nannte sich sowohl Bannister als auch Gerhold, sagte mal, daß er Amerikaner, ein anderes Mal, daß er Deutscher sei. Er erwähnte irgend etwas vom »Hotel Cordoba«, wo er logierte, von einer jungen Spanierin, die er getroffen hätte, als er auf den riesigen Schatten in dem toten Dorf Meronja aufmerksam geworden war. Und damit hätte eigentlich alles begonnen…

Bannisters alias Hans Gerholds Körper fühlte sich fiebrig heiß an, der Mann schien tatsächlich so etwas wie ein Nervenfieber zu haben, weil er einige Dinge sagte, die er nur in dieser Situation und unter diesen Umständen sicher über die Lippen brachte, was sonst nie aus ihm herauszubringen möglich gewesen wäre.

»Er muß damit zu tun haben…« sagte er wie geistesabwesend. »Ich werde das Problem lösen, alles ist zu mysteriös, seitdem ich mich an seine Fersen geheftet habe…«

»Von wem sprechen Sie?« hakte Macabros nach.

Er mußte seinen Gesprächspartner stützen, weil der zu stürzen drohte, als sie die wackligen Stufen nach unten gingen.

Dann schrie der Mann, von dem Macabros den Eindruck gewonnen hatte, daß er offensichtlich in den Diensten einer amerikanischen Institution stand, schrecklich.

»Da… mein Gott… da ist er ja… Joe Brownen!« Seine Rechte kam nach vorn, deutete auf die Gestalt, die sich unten an der Treppe aus dem Dunkeln schob und einige Sekunden zu sehen war.

Neben dem Mann, den Bannister alias Gerhold mit »Joe Brownen« bezeichnete, tauchte der zartgliedrige, schwankende Spinnenmensch

auf und stieß ebenfalls einen scharfen, wie ein Befehl klingenden Laut aus. Dann ging alles blitzschnell…

Joe Brownen hielt wie durch Zauberei eine Pistole in der Hand, zielte auf James Bannister und drückte ab.

*

Doch Macabros war noch um den Bruchteil einer Sekunde schneller.

Die tödliche Gefahr für seinen Schützling konnte er nur beseitigen, indem er sich augenblicklich von der Stelle löste, teleportierte und Bannister mitnahm.

Und genau das tat er.

Björn Hellmark reagierte auch in seinem vermeintlichen Traum vollkommen richtig, als sein Wille trotz der betäubenden Substanzen in dem Netz, das ihn festhielt, zur Geltung kam.

Er löste Macabros auf, wie es die Notwehrsituation erforderte, und nahm Bannister mit.

Die Stelle oben auf der Treppe war im nächsten Moment leer, und das Projektil klatschte in die morsche Wand, wo es sich einbohrte und der Verputz nach allen Seiten davonspritzte.

Doch diese Dinge nahm weder Hellmarks umnebeltes Bewußtsein noch Macabros wahr, weil sie sich beide nicht mehr an diesem Ort kontrollieren konnten.

Abseits des einsamen Hauses am Rand von Meronja befanden sich nur noch der Spinnenmann und – Joe Brownen. Doch von Brownen war es nur der Körper, er selbst war schon seit geraumer Zeit tot, sein Ich war ausgelöscht, weil er bereitwillig dem Ruf der Mächte der Finsternis gefolgt war. Joe Brownen war vom Denken und Fühlen des Dämonenfürsten Molochos erfüllt, der sich seines Körpers bediente wie ein Puppenspieler einer Marionette.

*

»Achtung!« er wollte sich nach vorn werfen, um der Kugel auszuweichen.

Macabros hielt ihn mit harter Hand fest, was überhaupt kein Problem war beim Zustand des geschwächten Bannister.

Der merkte im ersten Moment nicht, daß ihre Umgebung sich verändert hatte.

Er sackte förmlich in Macabros Arme, der ihn vorsichtig zu Boden gleiten ließ und mit dem Rücken gegen die Wand lehnte, weil etwas über ihnen ihre Köpfe berührte und sich wie klebrige Fäden in ihr Haar setzte.

»Was ist denn das? Wo bin ich?«

Murmelnd kamen die Worte über seine Lippen, und Bannister begann sich zu wundern, daß der Schütze, der ihm den Garaus machen wollte, nicht mehr vor der Treppe stand, daß da überhaupt keine Treppe mehr war.

»Brownen… muß etwas wissen. Sicher war er die ganze Zeit über in der Nähe gewesen. Ich hab's ja geahnt… Die mysteriösen Ereignisse haben mit ihm zu tun. Er dürfte eigentlich gar nicht mehr leben… die Maschine, die er benutzte, ist spurlos verschwunden. Mit ihm all die Menschen, die sich an Bord befanden… außer Brownen… warum tauchte er wieder auf?« Bannister wurde es nicht bewußt, daß er im Nervenfieber diese Dinge vor sich hinsprach.

Dadurch wurde Macabros und durch diesen wiederum das Bewußtsein Hellmarks zum Mitwisser.

Björn spürte instinktiv, daß er an einen Ort geraten war, wo sich Dinge anbahnten, die von allergrößter Wichtigkeit für ihn, aber auch von allerhöchster Gefahr für andere und ihn waren…

Sein Bewußtsein wurde wieder so stark, daß er erkannte, wie die Situation zustande gekommen war. In der Benommenheit, im Betäubungsschlaf, den er langsam überwandt, gegen den alle seine körperlichen und geistigen Kräfte sich stemmten, mußte unbewußt Macabros entstanden sein und war in Ereignisse geraten, die mit seiner Gefangenschaft hier im Netz in Verbindung standen.

Hellmark lag noch immer ausgestreckt in den klebrigen Maschen und kämpfte gegen die betäubenden Kräfte, die von allen Seiten auf seinen Körper einwirkten, seinen Organismus und seinen Geist völlig lahmzulegen beabsichtigten.

Mit der ihm eigenen Willenskraft erkannte Björn die tödliche Gefahr und wußte, daß er ganz allein auf sich angewiesen war.

Wie lange lag er schon in diesem Netz? Waren es Minuten, Stunden oder Tage?

Waren die betäubenden Substanzen etwa schon aufgebraucht oder so abgeschwächt gewesen, als sie seinen Körper beeinflußten, daß er nun doch ohne weiteres mit ihnen fertig geworden war?

Sein Geist wurde klar, aber seinen Körper konnte er noch immer nicht bewegen. Zu stark klebten die Fäden überall an seinem Körper.

Aber er war imstande, Macabros zu Hilfe zu nehmen und jetzt das zu tun, wozu er ganz am Anfang, unmittelbar nach seiner Ankunft, als die volle Wirksamkeit des Betäubungsgiftes ihn traf, nicht fähig war.

Mit dem Schwert schlug sein Doppelkörper eine regelrechte Bresche in das Netz und zerfetzte es. Der Vorgang befreite Björn Hellmark aus den klebrigen Fäden.

Noch etwas wackelig, sich aber ständig kräftiger fühlend, kam Hellmark auf die Beine.

Alles spielte sich in der tiefsten Finsternis eines fensterlosen Raumes ab, den Macabros tastend durchschritt, ohne daß der fiebernde Bannister davon etwas merkte.

Neben ihm stand nun Björn Hellmark, den es in diesem Augenblick praktisch doppelt gab, was jedoch in der Dunkelheit von dem CIA-Agenten nicht wahrgenommen werden konnte.

*

Juanita Ramon verließ trotz der Schwäche, die sie noch immer umfangen hielt, das Bett, wagte es jedoch nicht, aus dem Zimmer zu gehen.

Ihr Herz schlug wie rasend, und ihr Schädel dröhnte, als sie alle die Geräusche – sogar Stimmen! – im Zimmer neben sich vernahm.

War sie ernsthaft krank? Hörte und sah sie schon Dinge, die es überhaupt nicht gab? War sie heute abend ganz und gar vielleicht schon früh zu Bett gegangen, hatte gar nicht ihren freien Tag gehabt, war überhaupt nicht mit Hans Gerhold ausgegangen – sondern hatte das alles nur geträumt?

Aber da gab es noch mehr, als nur Juanita oder andere Eingeweihte wußten.

In der Wand gab es ein Astloch, das von den Schreinern seinerzeit notdürftig mit Kitt verklebt worden war. Dieser Kitt war später jedoch herausgefallen und die Firma hatte sich nicht mehr sehen lassen, um das häßliche Loch zu beseitigen.

Kurzerhand hatte die junge Spanierin ein Bild vor das Astloch gehängt.

Bevor sie es jedoch vom Nagel nahm, löschte sie das Licht in ihrer Kammer, damit der- oder diejenigen, die sich drüben auf geheimnisvolle Weise trafen und sich eigentlich gar nicht im Hause aufhalten konnten oder durften, nicht durch verräterischen Lichtschein auf sich aufmerksam machten.

Instinktiv preßte sie zuerst das Auge gegen das Loch. Aber auch dort drüben war alles schwarz wie die Nacht.

Doch die Stimmen erklangen um so lauter.

Es war die Rede von – Joe Brownen.

Das war ein Gast dieses Hotels.

Und dann vernahm sie eine Stimme, die sie nur zu gut kannte.

Es war die Hans Gerholds!

Juanita Ramon schluckte trocken.

Alles, was sie hier hörte, konnte einfach nicht wahr sein.

Auch die andere Stimme klang ihr vertraut. Nie würde sie die vergessen. Es war die Stimme des Mannes, der sie aus dem Innern des versinkenden Fahrzeuges in höchster Not rettete und zum Hotel

brachte.

Dieser Mann unterhielt sich mit Hans Gerhold. Offensichtlich wollte er von diesem wissen, wie er mit den Dingen in Berührung' gekommen war und was er alles über Joe Brownen in Erfahrung gebracht hatte, mit dem offensichtlich etwas nicht stimmte…

»Ich habe ihn im alten Haus gesehen…« kam es leise und kraftlos über die Lippen des Fiebernden. »Aber das kann nicht sein… eigentlich müßte er im Hotel sein… im ›Cordoba‹. Er hat es doch gar nicht verlassen…«

»Wir werden uns darum kümmern«, sagte der Mann, der sie gerettet hatte. »Aber zunächst mal müssen wir wissen, wo wir uns eigentlich hier aufhalten. Zumindest haben wir ein Dach über dem Kopf und ah – da ist ja sogar ein Fenster…«

Die letzten Worte gingen so nahtlos über in der Stimme Macabros', der ebenfalls noch im Dunkeln hantierte, um sich über ihr eigenartiges, lichtloses Gefängnis einen Eindruck zu verschaffen und Hellmarks Gedankengänge kurzerhand fortsetzte.

Macabros ertastete die festgenagelten Bretter, die hier von innen eine quadratische Öffnung bedeckten.

Ein Fenster?

Macabros schob das Schwert zwischen die Fugen und zog es ruckartig immer wieder in die Höhe. Er holte dabei das Brett mitsamt dem Nagel aus der darunterliegenden Bretterwand, und ein erster, schwacher Schimmer von außen ging tatsächlich herein.

Ja – ein Fester!

Hellmarks Doppelkörper löste den ganzen Bretterverschlag von der Fensteröffnung, der aus einem unerfindlichen Grund irgendwann mal zugenagelt worden war. Das matte, nächtliche Licht sickerte nur spärlich durch die dick verstaubten Scheiben. Macabros wischte den gröbsten Schmutz weg.

Im Licht nahm Juanita Ramon drei Personen wahr, von denen sich zwei wie ein Ei dem anderen glichen und die dritte eindeutig Hans Gerhold war, den sie vorhin noch im Innern eines unheimlichen Spinnenmauls gesehen hatte.

Die Spanierin konnte nicht mehr an sich halten, sie mußte schreien.

Sie lief zur Tür, riß sie auf, stürmte auf den Korridor und wollte über die Treppe nach unten rennen, um die Gäste und die Besitzer des »Hotel Cordoba« auf die gespenstigen Ereignisse aufmerksam zu machen.

Da stand wie aus dem Boden gewachsen der gleiche, fremde, blonde Mann neben ihr, hielt sie am Arm, zog sie langsam herum und ehe sie erneut aufschreien konnte, preßte er sanft, aber bestimmt seine Hand auf ihren Mund und erstickte ihren Schrei.

»Warum schreien Sie?« fragte er freundlich. »Was immer Sie gesehen haben mögen, mag für Sie genauso rätselhaft sein wie für mich, der ich ohne mein Zutun in dieses Abenteuer geraten bin. Vielleicht hilft es Ihnen, wenn ich Ihnen – soweit ich es selbst verstehe – erkläre, was sich hier anbahnt und was jener Mister Brownen, der hier logiert, offensichtlich im Sinn führt. Nur die volle Wahrheit – so phantastisch sie auch klingen mag – kann Aufklärung geben. Ich habe bis vor wenigen Sekunden selbst nicht gewußt, daß ich praktisch in einer Dachkammer des ›Cordoba‹ gefangengehalten wurde. Auf eine merkwürdige Art! Bitte kommen Sie! Überzeugen Sie sich selbst!«

Eigenartigerweise ging sie mit, ohne Widerstand entgegenzusetzen. Da die Tür verschlossen war, vor der sie ankamen, und auch sie keinen Schlüssel hatte, nahm Macabros, den Hellmark geschickt hatte, sie kurzerhand auf telekinetischem Weg mit durch die Wand. Juanita Ramon materialisierte an Macabros' Hand in dem schummrigen Raum, wo die letzten Fetzen des seltsamen Netzes an der Wand hingen…

*

Aus purer Absicht hatte sie alle anderen Besucher des Zirkus gehen lassen, ehe sie das Zelt verließ, das, noch während die letzten Leute den Ausgang verließen, bereits abgebaut wurde.

Das fahrende Volk des Direktors Koczan hatte es sehr eilig.

Doch all dem maß Camilla Davies keine besondere Bedeutung zu.

Es irritierte und beunruhigte sie jedoch, daß Alan Kennan nirgends auftauchte…

Camilla wollte kein Mißtrauen wecken und verließ den Zirkusplatz, blieb abseits an den dunklen Häusern stehen und beobachtete von weitem die Arbeit der Zirkusleute, die zum Aufbruch rüsteten.

Eine Stunde stand sie da, ohne daß Alan Kennan sich bemerkbar gemacht hätte, oder daß sie eine besondere Gefahr gespürt hätte, wie vorhin.

Das Medium wußte, daß heute abend ein Verbrechen, irgend etwas Außergewöhnliches außerhalb des Zirkus passiert war, ohne dies jedoch in Worte kleiden zu können.

Und nun, wo es ebenfalls nötig gewesen wäre, Eindrücke zu empfangen, ließ sie ihre Fähigkeit im Stich.

Das Zelt war schnell abgeschlagen und alle Bauteile in den entsprechenden Wagen verstaut.

Auf dem Platz standen eine Zeitlang noch einige Männer beisammen, und von weitem sah Camilla das Glimmen der Zigaretten.

Alan mußte etwas zugestoßen sein, sonst hätte er bestimmt Kontakt zu ihr aufgenommen.

Neugierig und von Sorge erfüllt schlich Camilla Davies wieder in die Nähe der Wohnwagen.

Sie beobachtete die Menschen, inspizierte die Umgebung und lauschte auf ihre innere Stimme, auf die sie sich manchmal so intensiv und manchmal auch gar nicht verlassen konnte.

Das Medium ahnte nicht, daß sie aus dem dunklen Wohnwagen der ägyptischen Gedankenleserin Nomera beobachtet wurde.

In Nomeras Wagen hielt sich die Frau des Direktors, Esmeralda Koczan auf, und die Ägypterin sagte: »Da ist jemand, Esmeralda. Ich empfange die Einflüsse einer Frau, die sich in Gedanken mit einem Mann befaßt, der hier herumschnüffelt. Wir sollten auf der Hut sein! Noch sind wir nicht an unserem Ziel, und es kann einiges geschehen, noch bevor wir in Cadaqúesa unseren Meister treffen…«

»Ich kümmere mich um deine Wahrnehmungen, Nomera«, erwiderte Esmeralda Koczan. »Wir werden gleich mehr wissen.«

Sie verließ den Wagen, in dem die Ägypterin das Licht löschte. Die vollbusige Frau des Direktors näherte sich der Gruppe der Männer, die das Zelt abgeschlagen hatten und nun bei einer Runde Bier und Zigaretten zusammensaßen, wisperte ihnen etwas zu und ging dann weiter.

Camilla Davies ahnte nicht, daß das Unheil sich über ihrem Köpf zusammenbraute.

Fünf Minuten später tauchten plötzlich hinter ihr zwei Zirkusleute auf, packten sie mit harter Hand und fragten sie, was sie hier zu tun hätte.

Da ging die Tür zu Nomeras Wohnwagen auf, die Ägypterin stand triumphierend in dem beleuchteten Rechteck des Eingangs und blickte über den freienPlatz. »Ich glaube, ich kann es euch sagen. Ich bin zwar etwas müde, habe aber in diesem Augenblick Eindrücke aus dem Wagen Lanzinskis empfangen. Dort hält sich ein Mann auf, von dem er und Tschakko nichts wissen… Der Gedanke dieser Frau und des Mannes stimmen überein. Sie kennen einander…«

Es war genauso, wie sie sagte.

Durch die Aufmerksamkeit diesem rätselhaften Gedankenleserin wurde Alan Kennan in seinem makabren Versteck neben der Leiche entdeckt, von Tschakko mit harter Hand hervorgezogen, bewußtlos geschlagen, gefesselt und geknebelt und auf das breite Bett geworfen.

Camilla Davies wurde Pawel Lanzinski vorgeführt, der sie mit kalten Augen musterte.

»Ein bißchen viel Trubel heute abend«, murmelte der Pole. »Es ist nicht die feine Art, einfach hier herumzuschnüffeln oder ganz und gar in die Privatsphäre anderer Menschen einzudringen, um auch zu spionieren. Gegen solche Aktivitäten haben wir aus berechtigtem Grund einiges… da scheinen doch etliche Leute sehr interessiert daran

zu sein, was es wohl mit uns auf sich hat.«

Er lachte rauh und die anderen, die ihn umstanden, fielen in dieses Lachen ein. Es verhieß nichts Gutes.

Camilla hatte das Gefühl, in eine Gruppe Verschwörer geraten zu sein. Lanzinski, der sich bei bester Stimmung befand, fuhr zu sprechen fort. »Wenn man so neugierig ist, junge Frau«, sagte er, Camilla fest ins Auge lassend, »dann soll diese Neugierde auch nicht ungestillt bleiben. Sie brauchen nicht mal zu erzählen, woher Sie kommen und was Sie wollen. Durch Nomera sind wir davon unterrichtet, was für einen Auftrag Sie erfüllen und wo Sie leben. Marlos – die unsichtbare Insel mitten im Pazifik, streckt ihre Fühler aus. Damit hatte ich eigentlich nicht gerechnet. Und wahrscheinlich auch Molochos nicht…«

»Molochos!« unwillkürlich stieß Camilla Davies dieses Wort hervor. Was wußte der Mann, was wußten die anderen, die sich alle hier in dem engen Wagen versammelten, vom Dämonenfürsten?

Pawel Lanzinski blickte sich in der Runde um. Die Art, wie er sprach, die Gestik, die er benutzte, wies ihn als den wahren Führer dieser kleinen Gruppe aus. Mit offenen Worten klärte er die staunende Camilla darüber auf, daß es sich wirklich um eine verschworene Gemeinschaft handelte, die sich seit Wochen und Monaten vergrößert hatte und nur ein Ziel kannte: Cadaqúesa, den kleinen Ort inmitten der zerklüfteten Felsenküste der Costa Brava.

»Das ist der Treffpunkt, der uns allen bewußt wurde, allen, die den Dämonen dienen, die sich mit schwarzer Magie und okkulten Praktiken befassen und die vor allem das Wissen um das ›Bild‹ haben. Und dieses Wissen solltet ihr heute offensichtlich euch auch aneignen – doch nicht aus dem Grund, um mit uns vereint zu sein, sondern um uns zu zerstören. Nicht wahr – so ist es doch?«

Camilla Davies hörte zum ersten Mal von »dem Bild«.

Sie sah das Konterfei des »Unbezwingbaren«, wie es sich in Schatten und bizarren Teilen auflöste, wie sie glaubte, darin andere Gesichter zu erblicken, die sich schließlich in das eines teuflisch aussehenden Menschen verwandelten.

Und dieses Gesicht schwebte über einer zerklüfteten Felsenlandschaft, in der ein Talkessel wahrzunehmen war, wo spinnenartige Wesen einen riesigen Kreis formten, als würden sie auf die Ankunft eines Götzen oder Dämons warten.

Durch den Polen erfuhr Camilla, daß diese Gruppe sich zusammengefunden hatte, um den Ort, wo Molochos in diesen Tagen auftauchte, zu erreichen. Ganz sicher war das Ziel anfangs nicht gewesen, doch je näher sie dem eigentlichen Treffpunkt kamen, desto sicherer wurden sie in der Annahme, daß es sich nur in den Felsen von Cadaqúesa abspielen konnte.

Molochos weilte auf der Erde!

Björn Hellmarks schlimmste Befürchtungen hatten sich erfüllt. Wußte er schon davon?

Die Ausführungen ihres Gegenüber ließen der jungen Engländerin wenig Hoffnung, daß sie und Alan noch mal Gelegenheit hätten, von hier zu fliehen.

Sie versuchte es, indem sie sich ganz intensiv auf Marlos konzentrierte, um sich von den Verschwörern zu lösen und die unsichtbare Insel zu erreichen.

Doch inmitten all dieser bösartigen Ausstrahlungen, inmitten einer Gewalt, die sie so nicht brechen konnte, war es ihr nicht möglich. Wie Alan Kennan blieb sie die Gefangene dieser Gruppe, die alle auf irgendeine Weise übernatürliche Fähigkeiten besaßen, diese Fähigkeiten aber höllischen Elementen verdankten.

»Die Freunde, die Molochos dort erwartet, sind nicht alle menschlicher Natur«, mußte sie sich sagen lassen. »Er trifft sich dort auch mit einigen, die nicht von dieser Erde stammen und großen Appetit auf Menschen haben. Es sind tierische Geschöpfe, denen wir euch zum Fraß vorwerfen werden. Und nun fesselt sie! Sie weiß genug, und doch wird es niemand geben, dem sie es anvertrauen kann. Mit dieser Gewißheit soll sie mit uns reisen. Bevor wir jedoch aufbrechen, seht auch bitte nochmals genau in der Umgebung um, auch du, Nomera, laß' deine Gedanken wandern, ob du vielleicht nicht noch einen Spion ausfindig machst…«

Dem war nicht so. Der Zeltplatz draußen war wie leergefegt.

Alan Kennan, Camilla Davies und Gerard Mallet, der seine Neugierde mit dem Tod bezahlen mußte, machten wenig später den Aufbruch mit, ohne daß sie das geringste davon mitbekamen.

Sowohl Alan als auch Camilla mußten ein Getränk zu sich nehmen, das sie wenig später in tiefen Schlaf versetzte.

Die Verschwörer, die dem Namen Molochos alle Ehre zollten, brachen auf. Sie wollten den Sammelplatz der Bösen erreichen und wußten nun – je näher sie ihm gekommen waren – wo er sich befand.

Rumpelnd fuhren die Wagen und Zugmaschinen über die einsamen, menschenleeren Gassen Richtung spanischer Grenze.

Der seltsame Zirkus des Josef Koczan konnte im Morgengrauen in Cadaqúesa sein…

Und dann würden alle, die sich um das mysteriöse Dämonenbild des Pawel Lanzinski sammelten, dessen Herkunft unbekannt war, mehr über die Pläne und Absichten des Teuflischen, den sie verehrten, erfahren.

*

Der ruhigen und sympathischen Stimme des Mannes, dem sie ihr Leben verdankte, schenkte sie Vertrauen.

Kaum daß Hellmark seine Ausführungen beendet hatte und sie wissen ließ, daß sie sich nun nicht mehr zu fürchten brauche, kam es zu einem Zwischenfall.

Eine weitere Person tauchte auf. Ein Geist aus dem Nichts... Carminia Brado!

»Endlich!« entfuhr es erleichtert der schonen Brasilianerin, die sich nun ebenfalls in der schummrigen Dachkammer des »Hotel Cordoba« befand.

Carminia ließ Björn wissen, daß sie unmittelbar nach seinem Verschwinden die Initiative ergriffen hatte und sich ebenfalls des »Geistspiegels« bediente.

In der Eile, in der sich die Dinge abspielten, hatte sie diesmal jedoch nicht genau gewußt, in welches Segment Hellmark eingetaucht war und verschwand. In unmittelbarer Umgebung dieses Punktes jedoch hatte sie mehrere »Stationen« auf dieser Welt aufgesucht. Da entsann sie sich der Worte, die Björn kurz vor seinem Verschwinden gesprochen hatte, wußte jedoch nicht mehr genau, ob seine Bemerkung jenem Ort galt, wo »Molochos gerade war oder auftauchen würde«... »Und so habe ich dich schließlich doch noch gefunden«, sagte sie, tief durchatmend. »Aber es ist ein bißchen eng hier, findest du nicht auch? Wo kommen nur all die Menschen her?«

Hellmark erklärte es ihr. »Aber, Schoko, wir werden nicht lange bleiben. Unweit von hier sind einige Dinge passiert, die unbedingt unter die Lupe genommen werden müssen. Durch Zufall bin ich daraufgestoßen. Alles spricht dafür, daß ein Mann namens Joe Brownen, der vor kurzem unter merkwürdigen Umständen verschwand und wieder auftauchte, offensichtlich etwas damit zu tun hat. Im Zusammenhang mit dem, was ich am ›Geistspiegel‹ äußerte, ist anzunehmen, daß es sich bei diesem Mann – um Molochos handelt. Doch er ist nicht allein dort. Er führt etwas Großes im Schild.«

Die Tatsache, daß Hellmark hier inmitten einer menschlichen Siedlung angekommen war, daß er in ein gewaltiges Netz fiel, das offensichtlich auf Joe Brownen zurückzuführen war, paßte in das Mosaik, das er sich von dem Fall machte. Joe Brownen – wenn wirklich Molochos in diesem Körper steckte – stand in direkter Beziehung zu den unheimlichen Spinnen im Dorf der Toten, das schon seit Jahrzehnten verlassen war. Hier oben im »Hotel Cordoba« hatte Brownen offensichtlich eine Möglichkeit gefunden, Kontakt zu den Spinnen oder Spinnenrittern aufzunehmen, wie das in der Kammer vorgefundene Netz bewies. Vielleicht war dieses Netz auch in weiser Voraussicht auf Brownens alias Molochos' Anordnung von einem Spinnenmann produziert worden, um als Falle zu dienen.

Ob diese Falle für ihn oder sonst jemand aufgestellt war, blieb dahingestellt. Dies zu klären, war jetzt nicht unbedingt notwendig.

Notwendig war, daß Juanita Ramon und James Bannister, der in einen tiefen, totenähnlichen Schlaf gefallen war, auf ihre Zimmer gebracht wurden und dort verblieben, während Hellmark zusammen mit Carminia durch Macabros' teleportische Hilfe in dem unwirtlichen, zerklüfteten Felsengelände jenseits von Meronja auftauchten, um die Dinge dort näher zu ergründen.

Björn und Carminia bewegten sich mit äußerster Vorsicht durch die zerklüfteten Felsen, während Macabros weiter abseits in der Dunkelheit des Talkessels suchte und dort den Eingang in die Berghöhle fand.

Carminia und Björn stießen wie Macabros hier unten ebenfalls auf zahlreiche abgenagte Skelette, deren Herkunft sie zunächst nicht feststellen konnten. Es waren die Toten aus den Gräbern Meronjas…

Als Macabros sich dem Spalt näherte, vernahm er Geräusche. Die Öffnung war so groß, daß er sich dagegen winzig vorkam.

Die Geräusche im Innern der Höhle wurden lauter mit jedem Meter, den er nach innen ging. Dann sah er das flackernde Licht von Ölfeuern und Fackeln, die an den Wänden hingen.

Die Höhle war riesig und kreisrund. Die schwarzen Spinnen bildeten einen großen Kreis, in dessen Mitte Joe Brownen stand.

Die fahlen Geschöpfe auf den Rücken der Tiere hörten aufmerksam zu.

Brownen sprach mit einer Stimme, die nichts menschliches an sich hatte und nur aus Zischen, Fauchen und seltsamen Lauten bestand, deren Klang einem eine Gänsehaut über den Rücken jagte.

Molochos sprach zu Kreaturen, die er aus einer anderen Dimension hierher gelotst hatte, damit sie ihm im Kampf um diejenigen, die er zu unterwerfen gedachte, unterstützten.

Er war so mit sich und all diesen Dingen beschäftigt, daß er nicht merkte, wie auch Carminia Brado und Björn Hellmark in die Höhle kamen und wie sie gemeinsam mit Macabros die Szene beobachteten.

Welch eine Chance!

Carminia und Björn blickten sich an.

Die Brasilianerin wollte etwas sagen, doch im Ansatz des Sprechens hielt sie inne.

Ein schriller, markerschütternder Ruf hallte durch die innere Höhle und ließ die beiden Menschen herumwirbeln. Was sie sahen, ließ ihnen das Blut in den Adern gefrieren. Vor ihnen stand eine der riesigen Spinnen, die neben in einer Öffnung gekauert zu haben schien und die sie nicht wahrgenommen hatten.

Da blieb ihnen keine Zeit zum Überlegen.

Hellmark riß sein Schwert heraus, und auch Macabros warf sich

sofort mit gezücktem Schwert nach vorn, der ersten Spinne entgegen, die auf den Signalschrei der anderen reagiert hatte.

Im Nu wurde der Zustand im Innern der Höhle im wahrsten Sinn des Wortes chaotisch.

»Flieh', Carminia!« rief Björn Hellmark der geliebten Frau zu.

Die Brasilianerin reagierte sofort und versetzte sich nach Marlos.

Hellmark kämpfte wie ein Berserker. Mit dem Schwert konnte er die erste Spinne erlegen, und der Fahrer darauf verkroch sich irgendwo in den labyrinthartigen Gängen und Spalten des Felsenmassivs.

Hellmark wandte sich einem anderen Untier zu, als aus dem Hintergrund riesige Spinnenbeine ihn packten und klebrige Fäden wie Lassos durch die Luft schwirrten und sich um ihn wickelten, ihn in seiner Bewegungsfreiheit hemmten.

Macabros hatte alle Hände voll zu tun, um Björn aus der tödlichen Gefahr zu befreien.

In der Höhle existierten insgesamt sieben der Riesenspinnen, die von ihren Reitern gelenkt und angefeuert wurden.

Der unerwartete Kampf, der sich entspann, wäre jedoch durch Hellmark al+ lein nicht zu seinen Gunsten entschief den worden.

Da tauchte Carminia wieder auf.

Auch sie war mit einem Schwert bewaffnet, und in ihrer Begleitung befanden sich Rani Mahay und Arson, der Mann mit der Silberhaut.

Die beiden Freunde stürzten sich in das Kampfgewühl. Mit wuchtigen Hieben machten sie sich über die eingedrungenen Feinde her, die Schlimmes im Schild führten.

Die Tatsache, daß Arson und Rani praktisch aus dem Nichts – genau genommen von Marlos – kamen, wurde zu einem Überraschungsmoment für sie, das sie voll nutzten. Rani und Arson erlegten unmittelbar nach ihrem Auftauchen zwei Spinnen, ebenso Carminia.

Sich an den Wänden entlangschleichend, versuchte Joe Brownen dem Kampfgetümmel zu entkommen. Macabros erspähte ihn und tauchte neben ihm auf. »Molochos – das ist unsere Stunde! Ich fordere dich zum Kampf…«

Joe Brownen lachte heiser, wich Schritt für Schritt in den steinigen Talkessel und schüttelte den Kopf.

»So einfach ist es nicht. Diesmal ist es dir noch gelungen, meine Pläne zu durchkreuzen, die ich hatte. Du bist zu früh gekommen. Ich hatte anderes mit dir vor. Doch das schadet nichts. Menschen, die mir dienen wollen, gibt es zur Genüge. Und einer ist darunter, dessen ich mich wieder bedienen kann und dessen Gesicht du dann nicht kennst, Björn Hellmark…«

In diesem Augenblick geschah etwas Sonderbares.

Die Gestalt vor Macabros brach zusammen, und ein dunkler, zerfließender Schatten löste sich von ihm, noch ehe Macabros den am Boden Liegenden mit der Spitze des Schwertes auch nur berühren konnte.

Joe Brownen rührte sich nicht mehr. Als Macabros den Mann zur Seite drehte, starrte er in ein verfallenes, graues Gesicht, als wäre die Person schon seit Wochen tot…

*

»Björn! Sieh dir das doch an!« tönte da Rani Mahays Stimme in der Höhle.

Im Schein der öllichter und Fackeln sahen sie, wie die erlegten Riesenspinnen plötzlich durcheinend wurden und aus der dritten Dimension verschwanden. Auch diejenigen, die von den Kämpfern nicht attackiert worden waren, tauchten ein in das Nichts, mitsamt ihren Reitern, die offensichtlich ohne Molochos' Anwesenheit keine Entscheidung zu treffen wagten.

Die Höhle leerte sich, zurück blieben die Lichter und Fackeln, Björn Hellmark, Rani Mahay, Arson und Carminia Brado, die Björn in diesem Augenblick ein Säckchen reichte, in dem die sieben Augen des schwarzen Manja aufbewahrt wurden.

Björn nickte erschöpft. »Dazu ist es jetzt doch etwas zu spät, Schoko«, sagte er leise. »Wir hatten keine Gelegenheit, die Augen einzusetzen. Wäre es gelungen, sie in Molochos' unmittelbarer Nähe zu plazieren, wäre diese Begegnung mit Sicherheit anders ausgefallen. Und das scheint Molochos inzwischen zu wissen. Deswegen hat er Unterstützung gerufen aus einer Dimension des Wahnsinns, die wir bisher nicht kannten und von der wir auch jetzt noch nichts Näheres wissen. Die Dinge in der Welt haben sich verschoben und wir alle mußten dazulernen. Molochos und auch wir! Wir müssen von vollkommen neuen Bedingungen ausgehen. Aber das zumindest haben wir gelernt: Molochos holte die Spinnenritter, um das Grauen zu säen. Er selbst wollte damit von sich ablenken. Warum? Fühlt er sich noch nicht so ganz sicher? Das zu ergründen ist für uns zur Notwendigkeit geworden. Molochos wandelt auf der Erde. Daran gibt es keinen Zweifel mehr. In welcher Gestalt und mit welchen Helfern er erneut zuschlagen wird – diese Frage wird erst die nahe Zukunft beantworten…«

*

Pawel Lanzinski wachte plötzlich schweißgebadet auf.

Er spürte, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Er empfing

Impulse von dem Dämonenbild.

Der »Unbezwingbare« knipste das Licht an und nahm das Bild aus der Schublade. Eisiges Erschrecken durchfuhr ihn, als er sah, daß das Bild sein Konterfei nicht mehr zeigte, sondern ein dichtes Netz bildete, das das Motiv von einem Ende zum anderen bedeckte.

Molochos hatte seinen Plan geändert!

Und Lanzinski, Besitzer des Dämonenbildes, stellte sich darauf ein. Er ließ den Wagen anhalten, lief mit seinem Tigerfellbademantel zu Koczans Wagen und teilte seine Beobachtung mit.

Wenn das Bild sich nicht mehr regte, hatte es keinen Sinn, den Weg nach Cadaqúesa fortzusetzen. Sie mußten auf eine neue Botschaft warten, um zu erfahren, wo der Versammlungsort der Dämonischen sein sollte, die Molochos in seinem Kampf auf der Erde Unterstützung gewähren sollten.

Sie mußten ihre bisherigen Spuren verwischen.

Abseits der Landstraße warfen sie Mallets Leiche einfach in den Straßengraben ließen dann den bewußtlosen Kennan folgen und zuletzt Camilla Davies.

Aber das war noch nicht alles. Die in der dämonischen Gemeinschaft Verschworenen ließen die Wagen in den Straßengraben rollen, kurbelten die Fahrzeuge von den Wohnwagen und fuhren dann mit unbekanntem Ziel davon.

Björn Hellmarks erste Begegnung mit Molochos in der Welt der dritten Dimension in dieser Zeit war für beide Seiten offen geblieben. Molochos mußte seine Kräfte reformieren, Hellmark mußte neue Schlüsse ziehen.

Dieses Problem stellte sich ihm um so mehr, als im Morgengrauen dieses Tages Alan Kennan und Camilla Davies abseits der dämonischen Einflüsse ihre alte Fähigkeit zurückerhielten, sich nach Marlos zu versetzen und dort Bericht zu erstatten.

»Molochos ist da. Wir alle haben ihn auf irgendeine Weise gespürt«, murmel te Björn Hellmark ernst. »Er ist auf dei Suche nach einem neuen Körper, un niemand von uns weiß, in welcher gestalt er uns wiederbegegnen wird. Abt daß dies nicht die letzte Begegnung mit ihm war – daran besteht nicht der geringste Zweifel! Wir werden's ihm nicht einfach machen… Der Spiegel aus den Gärten des Hestus ist ein Hilfsmittel, mit dem wir überall dort auftauchen können, wo er tätig werden will. Das fordert ihn einfach heraus und gibt uns die Möglichkeit, ihn für alle Zeiten endgültig zu schlagen. Fangen wir also an, den Spiegel zu demontieren und hierher nach Marlos zu bringen, so daß jeder von uns jederzeit die Möglichkeit hat, überall dort auftauchen zu können, wo es notwendig ist. Freunde, ich habe große Hoffnung, daß wir das schaffen werden, was wir uns vorgenommen haben…«

Er war zuversichtlich, und sein Vertrauen in die Zukunft wirkte geradezu ansteckend, daß man auch den anderen die Erleichterung förmlich an den Mienen ablesen konnte…

ENDE